


Un seul monde Un solo mondo **Eine Welt**

NR. 1
MÄRZ 2006
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

www.deza.admin.ch



**Pandemien: Aids,
Malaria und Tuberkulose
sind für einen Grossteil
des Gesundheitsdefizits
der Armen verantwortlich**

**Kolumbien: Trotz jahrzehnte-
langem Krieg und Millionen Vertriebener
stirbt die Hoffnung auf Frieden nicht**

Niger: Weidekorridore entschärfen Konflikt

DOSSIER



PANDEMIEN

Medikamente alleine genügen bei weitem nicht

Um wirksam Programme zur Bekämpfung der Pandemien durchführen zu können, arbeiten die Entwicklungsagenturen mit öffentlichen und privaten Partnern zusammen

6

Auf breiter Front gegen Aids und Malaria in Tansania

Trotz Budgetunterstützung im Gesundheitsbereich bleiben die Herausforderungen an Tansanias Gesundheitssystem enorm

12

Über resistente Krankheitserreger, Vorwände und Generika

Der brasilianische Biologe Carlos Morel im Interview

14

Früh übt sich, wer integriert sein will

Eine bessere Schul- und Berufsbildung soll jungen Roma in Albanien helfen, die Spirale der Armut und Ausgrenzung zu durchbrechen

24

FORUM



Ausserdem 10 000 Mal den grauen Star operiert...

Anne-Marie Schönenberger, Chefärztin des Spitals von Petté im Norden Kameruns, im Interview

26

Eine aussergewöhnlich radikale Massnahme

Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsch über die Orange Revolution und wie sie ihn verändert hat

29

HORIZONTE



Kolumbiens weiter Weg zum Frieden

Der jahrzehntelange Krieg auf dem Buckel der Zivilbevölkerung hinterlässt unter anderem einen schwachen Staat und eine tief gesplante Gesellschaft

16

«Heute könnte ein wichtiger Tag sein...»

Die Kolumbianerin Stella Pardo über die nie versiegende Hoffnung, dass in ihrem Land das Leben und die Menschenrechte eines Tages geachtet werden

20

DEZA

DEZA-Direktor Walter Fust über den Einbezug der Jugendlichen in die Entwicklungszusammenarbeit

21

Friedlicher Weidekorridor

Die Wiederherstellung der traditionellen Weidekorridore entschärft in Niger Konflikte zwischen Nomaden und sesshaften Bauern

22

KULTUR



Dynamische Hüter der eigenen Geschichte

Was kleine Kommunal Museen in Mexiko praktizieren, weckt grosse internationale Aufmerksamkeit

30

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich ist... Brain Drain?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Weit von sich geschoben

Gerade mal zehn Prozent der weltweiten Forschungsausgaben im Gesundheitsbereich, so schätzen Kenner, sind für Probleme der Entwicklungsländer bestimmt, obwohl diese 90 Prozent der weltweiten Krankheitslast tragen. Zwar macht die Forschung, insbesondere im Kampf gegen Malaria, in letzter Zeit riesige Fortschritte – vor allem dank privater Initiative. Doch wer kennt und forscht schon an tropischen Krankheiten wie Schlafkrankheit, Onchocercose, Dengue-Fieber oder Leishmaniose, an denen Millionen sterben?

Pharmakonzerne, sagt der Brasilianer Carlos Morel – Biologe und weltweit anerkannter Spezialist in Sachen Forschung und Ausbildung in tropischen Krankheiten – hätten nur ein sehr begrenztes Interesse, Impfstoffe für die so genannten Armuts-Krankheiten zu finden: «Aus kommerzieller Sicht ist es für sie viel einträglicher, Medikamente zu verkaufen. Insbesondere im Fall von Aids, weil der Kranke bis an sein Lebensende Tabletten schlucken muss.» Doch auch die «Unzulänglichkeiten der Regierungen» macht er für die mangelnde Forschung verantwortlich (siehe Interview Seite 14).

Tatsache ist und bleibt jedoch: Gesundheitspolitisch stellen die drei grossen übertragbaren Krankheiten Aids, Malaria und Tuberkulose die armen Länder vor die grössten Probleme. Sie bremsen den Aufschwung und halten die Entwicklungsländer in den Fängen der Armut fest. Unter anderem deshalb anerkannten im Jahr 2000 die Staatsoberhäupter der

ganzen Welt die Wichtigkeit der Gesundheit zur Bekämpfung der Armut und stellten sie ins Zentrum der Millenniums-Entwicklungsziele. Lesen Sie dazu unser Dossier zu den Pandemien ab Seite 6.

«Das Leben gefällt mir und alle Gedanken an Emigration oder Tod habe ich weit von mir geschoben», sagt einer, der noch kürzlich seiner Heimat am liebsten den Rücken gekehrt hätte. Einer, dessen Land ihm und seinen 47 Millionen Landsleuten keine Perspektiven bot, gegen aussen verschlossen und international zurück blieb und die Menschen deshalb ohnmächtig in die unfreiwillige Emigration stiess. Juri Andruchowytsch ist Ukrainer, Schriftsteller und einer jener, die das Geschehen in seinem Land und in Europa mit wachem Auge und geschärften Sinnen für Veränderungen beobachtet – auch an sich selber. Was bei ihm die Orange Revolution sonst noch ausgelöst hat, lesen Sie auf Seite 29. Wir freuen uns sehr, dass wir ihn für *Eine Welt* als Kolumnisten gewinnen konnten und er 2006 jeweils die Carte blanche schreiben wird.

Viel Spass bei der Lektüre wünscht Ihnen

Harry Sivec

Chef Medien und Kommunikation DEZA



Rea / latif

Umgeleitete Heuschrecken

(bf) Regelmässig fressen in afrikanischen Staaten riesige Heuschreckenschwärme unter den Augen der ohnmächtigen Bauern ganze Ernten auf. Israelische Wissenschaftler haben nun vor, die Heuschrecken an den Feldern vorbeizulotsen. Die Forscher haben nämlich herausgefunden, dass die Insekten spiegelnde Oberflächen wie Wasser meiden. Bislang gingen Biologen davon aus, dass sich Heuschrecken auf ihren Frestouren vom Wind treiben liessen. Stattdessen biegen die Schwärme immer dann ab, wenn sie polarisiertes Licht wahrnehmen. Insekten können diese Lichtwellen sehen, Säugetiere jedoch nicht. Die Wellen schwingen geordnet und werden von glatten Oberflächen, etwa einem spiegelnden See, auch geordnet reflektiert. Die raue Oberfläche von Land, sei es ein Feld oder eine Wüste, zerstört dagegen die Ordnung der Lichtstrahlen. Ihre Fähigkeit könnte die Heuschrecken deshalb bald in die Irre führen: Die Forscher wollen die Tiere mit Hilfe von Plastikfolien, die polarisiertes Licht reflektieren, umleiten, so dass die Felder verschont bleiben.

Multifunktionale Faser

(bf) Tropenwälder nutzen ohne Raubbau zu betreiben? Auf der philippinischen Insel Leyte ist es nicht nur gelungen, einst abgeholzten Regenwald zu regenerieren sondern auch den ver-

armten Bauern vor Ort eine Existenzgrundlage zu geben. Unter Federführung einer lokalen Universität und einer Umweltstiftung werden Bauern ausgebildet, Monokulturen in blühende Gärten zu verwandeln, in deren Unterholz ein regelrechter Gemischtwarenladen an begehrten Rohstoffen gedeiht. Insbesondere findet sich dort die Abaca-Pflanze, auch Weber- oder auch Textilbanane (*Musa textilis*) genannt, die mit bis zu drei Metern Länge die längste Naturfaser der Welt liefert. Und die wiederum ist in Industrieländern wegen ihrer ausserordentlich hohen Reissfestigkeit unter anderem in der Autoindustrie ein begehrter Rohstoff. Auch Fischernetze, Papier, Stoffe, Teebeutel und Seile werden aus ihr hergestellt. Auf den meisten Ölplattformen beispielsweise sind nur Taue aus Abaca erlaubt. Sie sind stabil, feuerfest und neigen nicht zu elektrostatischer Aufladung – Vorteile, die

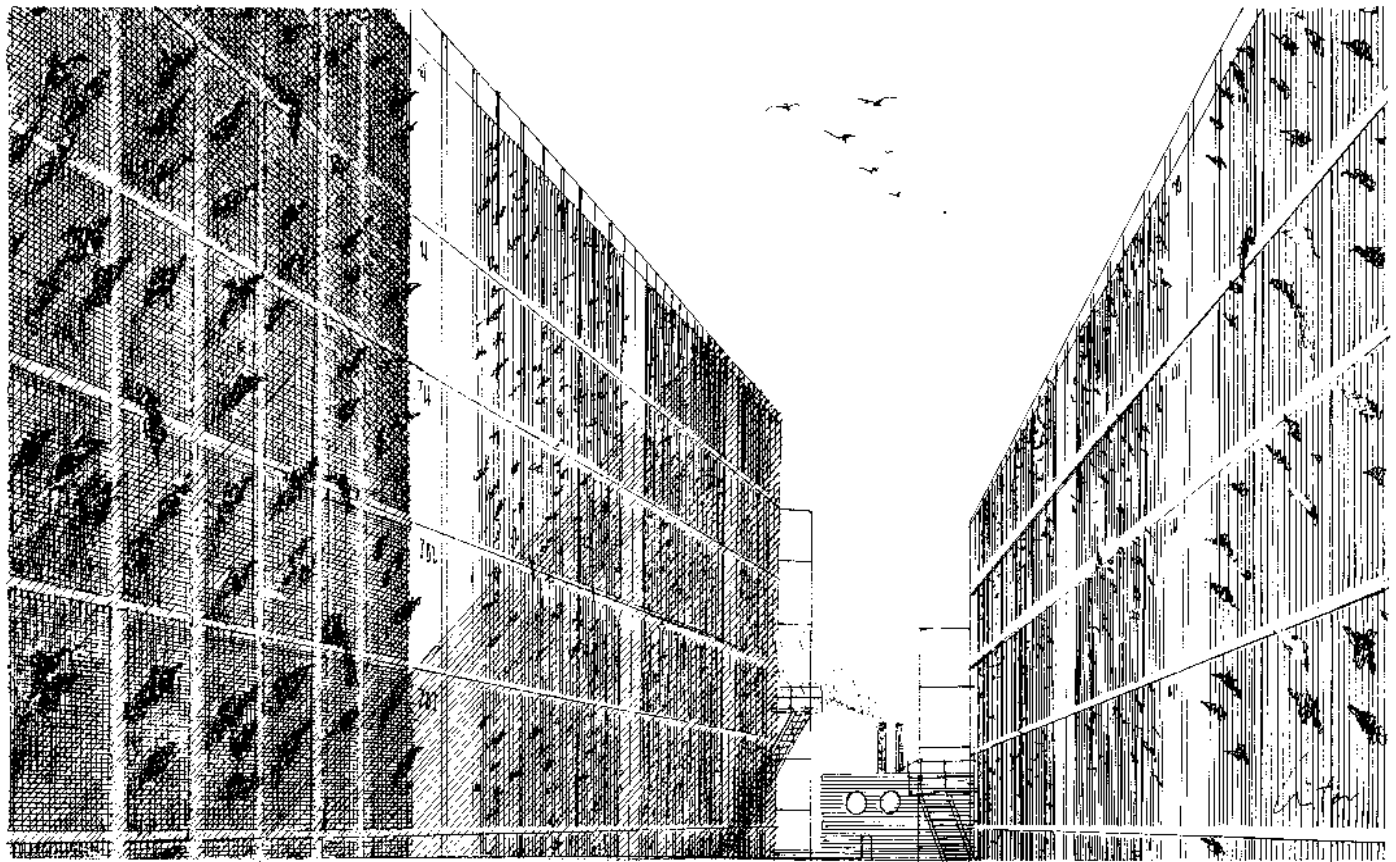
kein Kunststoff oder Stahlseil bringen.

Gebildete Bräute

(jls) In der kongolesischen Provinz Nord-Kivu gehen immer mehr Mädchen zur Schule, seitdem Bildung auf dem Heiratsmarkt gefragt ist. Heute kann der Brautpreis für eine Frau mit Schulbildung dreimal höher sein als für eine Analphabetin. Im Dorf Kayna muss ein Freier seiner künftigen Schwiegerfamilie grundsätzlich zwölf Ziegen schenken. Wird der Brautpreis in bar entrichtet, variiert der Wert einer Ziege je nach Bildungsstand der Braut zwischen 15 und 50 Dollar. Die Dorfälteren sind über diese neue Praxis beunruhigt, weil die Analphabetinnen ledig bleiben und bisweilen keine andere Möglichkeit haben, als sich zu prostituieren. Die Dorfälteren haben sich deshalb darauf geeinigt, den Wert einer Ziege je nach den Mitteln des Bräutigams auf 25 bis 35 Dollar festzulegen. «Mit oder ohne Bildung, eine Frau bleibt eine Frau», bekennt einer von ihnen. Die 53-jährige Angélique Kihoma erinnert sich an ihre Jugendzeit, als eine Braut nicht aufgrund ihres Wissens auserwählt wurde, sondern ihrer Tüchtigkeit bei der Feldarbeit wegen: Bevor die Bräutigamelttern einwilligten, wollten sie von ihrem Sohn wissen, ob seine Braut eine Hacke halten könne.»



Betty Press / Panos / Strates



Die Drohung

Leidende Ökosysteme

(bf) Wie sehr Menschen darunter leiden, wenn Ökosysteme zusammenbrechen, haben 1360 Wissenschaftler der ganzen Welt im Millennium Ecosystem Assessment zusammengetragen. Sie sammelten Informationen über den Zustand der Biotope weltweit. Das Resultat: Den meisten Ökosystemen geht es schlecht, seien es Wälder, Savannen, Meere oder Flüsse. Leidtragende sind vorab die Menschen aus Entwicklungsländern, die durch den Artenchwund noch ärmer werden. Denn wo beispielsweise Wald weicht, muss die Tropenwald-Apotheke dicht machen: Es verschwinden auch die Pflanzen, mit denen sich seine Bewohner kurieren. Dabei ist den Menschen, die etwa Wald in Acker verwandeln, nicht bewusst, dass sie sich wirtschaftlich zumeist schaden. So beziffern die For-

scher den Wert eines Hektars Mangrovenwald in Thailand auf 1000 Dollar. Gerodet und mit Shrimp-Farmen bewirtschaftet sei die Fläche nur noch 200 Dollar wert. Grund: Mit dem Wald geht die Kinderstube vieler Fischarten verloren, und die Erträge der gesamten Küstentischerei schwinden drastisch. Die Shrimp-Zucht bringt nur kurz Gewinne. Nach spätestens zehn Jahren muss sie wieder aufgegeben werden, weil die Böden chemieverseucht sind.

Tödliches Hantieren

(bf) Der Umgang mit chemischen Produkten in den Entwicklungsländern ist alarmierend, sagt die Internationale Arbeitsorganisation der UNO, denn es trifft immer die Ärmsten und am wenigsten Gebildeten. Sie haben die gefährlichsten Jobs. Doch weil sie oft Analphabeten sind oder Menschen mit



J. M. Navia / Agence Vu

geringer Schulbildung, sind sie sich der Gefährlichkeit der Chemikalien nicht bewusst. Unwissentlich ruinieren sie ihre Gesundheit und die ihrer Kinder, vergiften ihr Trinkwasser und ihre Nahrung. Am schlimmsten sind die Verhältnisse in den kleinen, informellen Werkstätten, in Färbereien, Gerbereien, Teppich- und Textilfabriken, die oft auch Kinder beschäftigen, sowie in der Landwirtschaft, wo Tagelöhner hochgefährliche Pflanzen-

schutzmittel ausbringen. Die Weltgesundheitsorganisation WHO schätzt, dass weltweit jedes Jahr drei Millionen schwere Vergiftungsfälle durch Pflanzenschutzmittel hervorgerufen werden, von denen 220 000 tödlich enden. 70 Prozent dieser tödlich verlaufenden Unfälle mit Agrarchemikalien ereignen sich in Entwicklungsländern, obwohl dort nur 20 Prozent der weltweit produzierten Stoffe eingesetzt werden.

Medikamente alleine genügen



DOSSIER

In Mosambik bleibt kaum eine Familien von Aids verschont: Fast jeder sechste Mosambikaner zwischen 15 und 49 Jahren ist HIV-positiv

Aids, Tuberkulose und Malaria rafften – überwiegend in armen Ländern – Jahr für Jahr sechs Millionen Menschen dahin. Um wirksam Programme zur Bekämpfung der Pandemien durchführen zu können, arbeiten die Entwicklungsagenturen mit öffentlichen und privaten Partnern zusammen. Die Schlüsselemente dieser Strategie sind die Gesundheitssysteme – sie müssen verstärkt werden. Von Jane-Lise Schneeberger.

bei weitem nicht



Fenny Tweedies / Still Pictures

Sorgfältig schliesst Mawakhe die kleine Metallbüchse auf seinen Knien und lässt das Schloss zuschnappen. Der Elfjährige bewahrt darin seinen Geburtsschein, seinen Impfausweis sowie eine Haarspange und eine Brosche seiner Mutter auf, die ein paar Tage zuvor an Aids gestorben ist. «Sie konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Es war furchtbar. Ich bin traurig, dass sie gestorben ist. Aber ich bin auch glücklich, weil ich Erinnerun-

gen an sie habe», sagt Mawakhe, der bei seiner Grossmutter in einem Dorf der Provinz KwaZulu Natal in Südafrika Zuflucht gefunden hat.

Er bekommt regelmässig Besuch von einer Sozialarbeiterin, die von der regionalen Hilfsstelle zur psychosozialen Unterstützung Aids-betroffener Kinder beauftragt wird. Das von der DEZA unterstützte Netzwerk betätigt sich in 13 süd- und zentralafrikanischen Ländern. Es hilft den Waisen, ihren Schmerz zu überwinden und neu anzufangen.

Die «Erinnerungskisten» sind eines der Hilfsmittel, die für die Therapiearbeit verwendet werden. Die Kinder versorgen darin ihre Schriften und Dinge, die für sie von sentimentalem Wert sind.

Bakterien und Parasiten panzern sich

Weltweit werden heute 15 Millionen Aids-Waisen gezählt, 80 Prozent von ihnen leben im Afrika südlich der Sahara. Mit der Ausbreitung der Pandemie werden es künftig noch mehr werden. Seit 25 Jahren hat sich Aids nicht nur ausgebreitet sondern auch zur Reaktivierung der Tuberkulose beigetragen, einer Krankheit, die man unter Kontrolle zu haben glaubte.

Die neue Epidemie zeichnet sich durch die Verbreitung multiresistenter Bakterienstämme aus, die auf mindestens zwei der stärksten Antituberkulose-Medikamente nicht mehr ansprechen. Ein ähnliches Phänomen liegt dem Wiederanstieg der Malariafälle zugrunde: Im Lauf der Zeit wurde der Malariaparasit gegen die meisten Medikamente und gegen bestimmte Insektizide resistent.

Gesundheitspolitisch stellen die drei Pandemien die armen Länder vor die grössten Probleme. Sie bremsen den wirtschaftlichen Aufschwung und halten die Entwicklungsländer in den Fängen der Armut fest. Auch deshalb anerkannten im Jahr 2000 die Staatsoberhäupter der ganzen Welt die Wichtigkeit der Gesundheit zur Bekämpfung der Armut und stellten sie ins Zentrum der Millenniums-Entwicklungsziele.

Das Ausmass der gesundheitspolitischen Krise stellt die internationale Zusammenarbeit vor neue Herausforderungen. «Wir müssen die Entwicklungsmodelle überdenken. Der klassische Ansatz auf der Basis von Projekten reicht zum Eindämmen der Pandemien nicht aus. Man muss auf die nächst höhere Stufe gelangen, in die Forschung investieren, den Zugang zu Behandlung und Pflege verbessern und vor allem die Gesundheitssysteme der armen Länder stützen. Die DEZA und andere Vertreter haben ihre Politik bereits in diesem Sinn geändert», erklärt Marcel Tanner, Direktor des Schweizerischen Tropeninstituts.

Seit Mitte der 1990er Jahre ist klar, dass kein Akteur allein solche Plagen in den Griff bekommen

Aids:

Markante Feminisierung

2004 starben mehr als 3 Millionen Menschen an Aids – darunter 500 000 Kinder. Im Jahr 2005 kam es zu 5 Millionen Neuinfektionen. Die Zahl der HIV-Positiven weltweit hat mit schätzungsweise 40,3 Millionen Menschen einen neuen Höchststand erreicht. Etwa 95 Prozent der Menschen mit HIV/Aids leben in Entwicklungsländern. In manchen südafrikanischen Ländern sind mehr als ein Drittel der Erwachsenen infiziert. Fast die Hälfte der HIV-Positiven weltweit sind Frauen. Ihr Anteil ist im Steigen begriffen und erreicht in Afrika bereits 57 Prozent. Frauen und Mädchen sind verletzlicher – aus physiologischen Gründen und weil sie traditionellerweise nicht die Macht haben, eine sexuelle Beziehung abzulehnen oder den Gebrauch eines Präservativs zu verlangen. In vielen Ländern haben sie überdies nicht denselben Zugang zu Gesundheitseinrichtungen wie die Männer.



Kampf gegen die Armut-Krankheiten: Tuberkulose-Untersuchung in Afghanistan (links), nebenamtlicher Freizeit-Doktor beim Impfen im peruanischen Hochland (oben rechts), besprühen von Häusern mit Insektiziden gegen Malaria im Sudan

Tuberkulose:

Tödliche Kombination

Jährlich sterben etwa zwei Millionen Menschen, zu- meist junge Erwachsene, an Tuberkulose. 98 Pro- zent der Todesfälle ereig- nen sich in armen Ländern. Aids und Tuberkulose be- schleunigen gegenseitig das Ausbreitungstempo. Das Tuberkulose-Bakte- rium kann in einem gesun- den Organismus schlum- mern, wird aber in einem von HIV geschwächten Immunsystem rasch aktiv. Mit der DOTS-Behandlung können über 95 Prozent der Kranken geheilt wer- den, sofern die Bakterien nicht bereits antibiotika- resistent sind. Multiresistente Tuberkulose erfordert eine längere und komplexere Behandlung nach der so genannten DOTS-plus-Strategie. Geheilt werden damit jedoch bloss 50 bis 60 Prozent der Kranken. Die Medikamente dafür sind mindestens hundertmal teurer als die klassische Behandlung.

würde. Diese Tatsache führte zur Schaffung inter- nationaler öffentlich-privater Partnerschaften (ÖPP) im Gesundheitsbereich. Sie umfassen Entwick- lungshilfeorganisationen, Universitätsinstitute, Un- ternehmen und private Stiftungen. Die meisten haben zum Ziel, die Entwicklung neuer Medika- mente und Impfstoffe gegen Krankheiten zu för- dern, die vor allem oder gar ausschliesslich arme Länder belasten, ein von der Pharmaindustrie vernachlässigter Markt. In diesem Kontext arbeiten Wohltätigkeitsorganisationen wie die Bill & Melinda Gates Foundation mit der öffentlichen Hand zusammen, um die Forschung zu finanzieren. Die Pharmaunternehmen stellen ihr Wissen und ihre Erfahrung zur Verfügung. Ist das Produkt ent- wickelt, willigen sie in dessen Vertrieb zum Ein- standspreis ein.

So entwickelt beispielsweise die Partnerschaft Medicines for Malaria Venture (MMV) die näch- ste Generation von Medikamenten gegen Malaria. Sie ist von der DEZA mitfinanziert, betreut 21 For- schungsprojekte und hofft, bis 2010 ein erstes Pro- dukt auf den Markt zu bringen. Bis es so weit ist, bleibt als einzige wirksame Behandlung die Kom- bination eines klassischen Antimalariamittels mit Artemisinin, einer Substanz, die aus einer chinesi- schen Pflanze gewonnen wird.

Das von Novartis hergestellte Coartem kombiniert die beiden Elemente in einer Tablette. Aber die Pro- duzenten der Pflanze Artemisia annua vermögen die Nachfrage nicht zu decken. Weil die Vorräte

aufgebraucht sind, kann der Pharmakonzern die weltweit 80 Millionen bestellten Behandlungsein- heiten nicht ausliefern. In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Tropeninstitut entwickelt die MMV eine synthetische Substanz, die das Rohmaterial-Beschaffungsproblem lösen sollte.

Der Globale Fonds: Eine neue Dimension

Erst kürzlich haben die Geberländer einen Me- chanismus geschaffen, der Aktionen gegen die wichtigen Krankheiten in grösserem Massstab er- möglichen soll. Der 2002 gegründete Globale Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Ma- laria finanziert Programme von nationaler Bedeu- tung. Bis Oktober 2005 wurden Beiträge von 4,3 Milliarden Dollar zugesprochen, die bis 2008 auf 8,6 Milliarden ansteigen sollen. Den auf 15 Mil- liarden pro Jahr geschätzten Bedarf vermag diese Summe allerdings nicht zu decken.

Die Schaffung des Globalen Fonds, verbunden mit anderen Faktoren, führte zu weitgehenden Zuge- ständnissen der international tätigen Pharmakon- zerne beim Medikamentenabsatz in Ländern mit niedriger Kaufkraft. So sank der Preis der Trithe- rapie, einer Kombination von drei antiretroviralen Medikamenten (ARV) für Aids-Kranke, auf 150 Dollar pro Person und Jahr. «Die Hersteller haben verstanden, dass der Preisnachlass zum einen ihr Image verbessert und zum anderen längerfristig ihrem kommerziellen Interesse dient. Sie werden den Verlust mit der Menge wettmachen, weil die



Ob in Indonesien (oben), Uganda (unten links) oder Kenya (unten rechts), bei der Bekämpfung von Pandemien sind die Entwicklungsländer auf internationale Hilfe angewiesen

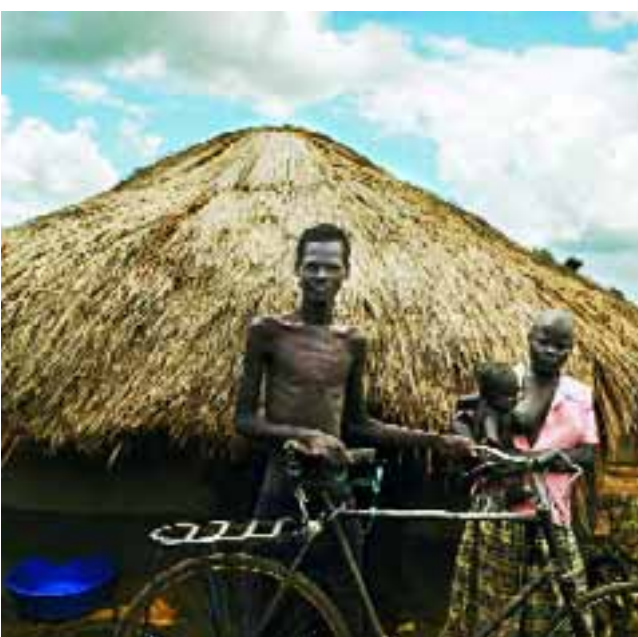
armen Länder rasch über genügend Mittel verfügen, um drei Millionen Patienten zu behandeln», erklärt Jacques Martin, Berater der Schweizer Mission bei der UNO in Genf.

Drei Millionen Aidskranken bis Ende 2005 eine Behandlung ermöglichen – so lautete die von der Weltgesundheitsorganisation WHO lancierte Strategie «3x5». Doch es wurden weit langsamer Fortschritte erzielt als vorgesehen. Immerhin war die erste Million Mitte 2005 erreicht. In den armen

Ländern benötigen insgesamt 6,5 Millionen Menschen eine ARV-Behandlung.

Schutz vor Anopheles-Mücken

Die Verbesserung des Zugangs zu Medikamenten ist jedoch nur ein Aspekt im Kampf gegen Aids. Die internationalen und nationalen Akteure, die zur Umsetzung der vom Globalen Fonds finanzierten Programme beitragen, unterstützen auch Aidstest-, Präventions-, Aufklärungs- und pallia-



Grossmann / lat



Warten auf Schutzimpfungen in einer Gesundheitsstation in Guinea

Malaria:

Eine Million Tote im Jahr

Malaria (Sumpffieber, Paludismus) ist eine parasitäre Infektion, die von einer infizierten, weiblichen Stechmücke der Gattung *Anopheles* übertragen wird. Weltweit sind zwischen 350 und 500 Millionen Menschen daran erkrankt. Der Malaria erliegen Jahr für Jahr mehr als eine Million Menschen. Etwa 90 Prozent der Todesfälle ereignen sich südlich der Sahara. Den grössten Anteil unter den Opfern machen Kinder unter fünf Jahren aus, deren Organismus sich noch nicht gegen die Krankheit zur Wehr setzen kann. Schwangere sind ebenfalls stark gefährdet. Bei ihnen kann die Infektion schwere Blutarmut nach sich ziehen; sie erhöht das Sterberisiko von Mutter und Kind; die Frau kann ein untergeordnetes Kind zur Welt bringen, das noch vor Erreichen des ersten Lebensjahres stirbt. Präventive Behandlungen für Schwangere und Kinder während des ersten Lebensjahres vermögen diese Risiken beträchtlich zu senken.

tivmedizinische Programme. Über die spezifischen Aktionen hinaus sind sie bemüht, die Dimension Aids bereichsunabhängig in alle ihre Aktivitäten zu integrieren.

Der integrale Ansatz ist eine der zentralen, von der DEZA verfolgten Strategien im Zusammenhang mit Aids. Jede Initiative für Entwicklungszusammenarbeit wird «durch die Aids-Brille» betrachtet und nach ihren Auswirkungen auf die Pandemie ausgerichtet. So wurde beispielsweise die Aidsprävention in Bildungsprojekte oder Alphabetisierungskurse integriert. In Madagaskar werden Sensibilisierungsprogramme von Radiostationen für die Landbevölkerung ausgestrahlt. In Nepal wurde bei einem Strassenbauprojekt darauf verzichtet, die Arbeiter von einer Baustelle zur anderen umzusiedeln. Um das Verbreitungsrisiko des HI-Virus infolge Mobilität zu begrenzen, werden nur lokale Arbeitskräfte eingesetzt.

An der Malaria-Front haben sich die internationalen Experten verschiedene Ziele gesetzt. Bis 2010 sollten mindestens 80 Prozent der Betroffenen eine Artemisinin-Kombinationstherapie erhalten. Weiter sollen 80 Prozent der Schwangeren und der Kinder vor den Stichen der *Anopheles*-Mücken geschützt werden. Empfohlen werden zwei Präventionsmethoden: das Versprühen von Insektiziden in den Häusern und die Verwendung von Moskitonetzen, die mit einem Insektizid imprägniert sind.

«Entscheidend ist, dass die Betroffenen nicht der

Kosten wegen auf ihren Schutz verzichten. Die zu 5 Dollar verkauften Moskitonetze müssen den Ärmsten gratis abgegeben werden. Andere Gruppen können 2 oder 3 Dollar dafür bezahlen. Der Preisunterschied wird vom Staat gedeckt», erklärt Awa Marie Coll Seck, Leiterin von Roll Back Malaria, einer Partnerschaft zur Eindämmung der Malaria. In verschiedenen Ländern wird der subventionierte Verkauf über den privaten Sektor abgewickelt: Anspruchsberechtigte können ihr Moskitonetz mit einem Gutschein zu reduziertem Preis in Geschäften oder an Tankstellen beziehen.

Immer mehr Tuberkulose-Kranke

Die Bekämpfung der Tuberkulose zielt insbesondere auf die Erweiterung der «Direkten Beobachtung der Behandlung» (DOTS/Directly Observed Treatment, Short-Course) ab, in deren Genuss nur 27 Prozent der Patienten kommen. Bei dieser sechs bis acht Monate dauernden standardisierten Behandlung wird die Medikamenteneinnahme während der ersten zwei Monate von medizinischem Personal überwacht. Das DOTS-Vorgehen beugt der Resistenzbildung vor, die in der Regel von einer unsachgemässen, frühzeitig abgebrochenen oder unregelmässigen Behandlung verursacht wird. Multiresistente Tuberkulose hat in den Nachfolgeländern der UdSSR alarmierende Dimensionen angenommen; verschärft wurde die Problematik durch die Zerrüttung der Gesundheitssysteme beim Zerfall des Kommunismus.



Isabelle Eschraghi / Agence Vu

Vorsorgeuntersuchungen in Kolumbien

Wie alle ehemaligen Sowjetrepubliken hat Tadschikistan das Erbe eines übermässig spezialisierten und auf Spitalpflege konzentrierten Gesundheitswesens angetreten. Noch bis vor kurzem wurden Tuberkulose-Kranke theoretisch acht Monate lang hospitalisiert. Die meisten verliessen jedoch das Krankenhaus, sobald sie sich besser fühlten, und nahmen ihre Medikamente nicht mehr ein. Tadschikistan reformiert nun mit DEZA-Unterstützung sein Gesundheitswesen. Dabei wird ein Netz von Ambulatorien geschaffen und es werden Hausärzte ausgebildet, die die ambulante DOTS-Behandlung überwachen.

Im Osten wie im Süden gehören morsche Gesundheitssysteme zu den hauptsächlichen Gründen für die Schwierigkeit, die Millenniums-Entwicklungsziele im Gesundheitsbereich zu erreichen. «Mit der Gründung des Globalen Fonds stehen endlich finanzielle Mittel zur Verfügung, um die Pandemien verstärkt zu bekämpfen. Aber die Hilfe verpufft, wenn die Gesundheitssysteme sie nicht in Anspruch nehmen können», erklärt Franziska Freiburghaus, Beraterin für Gesundheitsfragen in der DEZA.

Überwachte Mittelverwendung

Viele Gebäude und Einrichtungen sind baufällig. Die Ambulatorien auf dem Land erhalten keinen regelmässigen Nachschub an Medikamenten, Spritzen usw. Oft ist das Pflegepersonal nicht qualifiziert genug, um komplexe Behandlungen durch-

zuführen. In Afrika südlich der Sahara herrscht überdies ein gravierender Mangel an Ärzten und Pflegepersonal. Viele der im öffentlichen Dienst sehr schlecht bezahlten medizinischen Fachkräfte emigrieren in Industrieländer. Andere lassen sich vorzugsweise in der Stadt nieder, weil die Arbeitsbedingungen auf dem Land erbärmlich sind. Damit qualifiziertes Personal überhaupt in Randgebieten bleibt, braucht es Fördermassnahmen. Die Stärkung der Gesundheitssysteme ist denn auch eine Priorität der Entwicklungszusammenarbeit. Die Anstrengungen konzentrieren sich insbesondere auf Instandstellung der Infrastruktur, Dezentralisierung der Pflege, Weiterbildung des Personals und Einführung von Versicherungen. Geldgeber, die Betriebskosten wie Löhne oder Unterhalt übernehmen, sind rar. Sie lassen eher einen Teil ihrer Hilfe in das Gesundheitsbudget fliessen und überlassen es dem Partnerland, die Mittel aufgrund nationaler Prioritäten einzusetzen. Die Geber sind untereinander koordiniert, um die Verwendung der Mittel zu beaufsichtigen und für transparente Abläufe zu sorgen. Die Schweiz ist an solchen Mechanismen in Tansania und in Mosambik beteiligt. «Dieser Ansatz erleichtert die Arbeit des Ministeriums, stärkt seinen finanziellen Rahmen und konsolidiert das Gesundheitswesen», sagt Franziska Freiburghaus. «Denkbar ist dies allerdings nur in Ländern mit guter Regierungsführung.» ■

(Aus dem Französischen)

In die Gesundheit investieren

Bis 2001 war man sich einig, dass sich der Gesundheitszustand einer Bevölkerung bei günstigen sozioökonomischen Bedingungen von selbst verbessert. Damals hat die Kommission für Makroökonomie und Gesundheit der WHO nachgewiesen, dass das Gegenteil ebenfalls richtig ist: Gesundheit ist eine Voraussetzung für Entwicklung. Die WHO hat deshalb empfohlen, massiv in diesen Bereich zu investieren. Jährlich lassen sich acht Millionen Menschenleben retten, wenn überall auf der Welt eine kombinierte, gegen Infektionskrankheiten und Unterernährung gerichtete medizinische Grundversorgung zugänglich ist. Gemäss den Berechnungen der Kommission belaufen sich die Kosten durchschnittlich auf mindestens 34 Dollar pro Bewohner und Jahr. Die meisten armen Länder benötigen internationale Hilfe, um diesen Stand zu erreichen. Ihre öffentlichen Gesundheitsausgaben bewegen sich bloss zwischen 6 und 13 Dollar pro Einwohner und Jahr.

Auf breiter Front gegen Aids und

Tradition und Moderne

Eine Bank unter dem Vordach der Signali-Gesundheitsstation im Weiler Kiberege erlaubt es, vom Regen geschützt auf die Behandlung zu warten. Auf ihr erklären die Mitarbeiter dem Journalisten ihre Arbeit. Das bereitet weiter keine Mühe, abgesehen von Übersetzungsschwierigkeiten aus dem Kiswahili. Die Frage nach den traditionellen Heilern aber bringt das Gespräch ins Stocken. Traditionelle Heiler gebe es nicht mehr, sie praktizierten hier moderne Medizin. Früher habe es solche gegeben... Ungläubiges, hartnäckiges Nachfragen ringt dem einen und der anderen Angestellten schliesslich das Zugeständnis ab, es gebe vielleicht noch traditionelle Heiler, aber sie hätten keine Bedeutung mehr. Und jemand fügt an, ein erfolglos behandelter Patient suche möglicherweise die Hilfe eines traditionellen Heilers. In Wahrheit gehen die Leute zuerst zum traditionellen Heiler. Erst wenn die Krankheit schlimmer wird, gehen sie in die Gesundheitsstation oder ins Spital. Dass die Mitarbeiter von Signali dies leugnen, zeigt, wie tief sich Vorstellungen von Moderne in ihren Köpfen festgesetzt haben.



Jürgen Schytte / Still Pictures

Tansania hat in den vergangenen Jahren einige Fortschritte im Gesundheitswesen verzeichnen können. So etwa nahm die Kindersterblichkeit um einen Drittel ab. Dazu hat auch die DEZA mit Budgetunterstützung im Gesundheitsbereich, sowie mit Entwicklungsprojekten beigetragen. Dennoch bleiben die Herausforderungen an Tansanias Gesundheitssystem enorm. Von Ruedi Küng*.

«Das ist ein Stück Schweiz von Tansania», meint Theonest Molere, während er sein Auto um die Schlaglöcher der Naturstrasse herum steuert, «das Ifakara-Zentrum, die Gesundheitsstationen in den Dörfern, die Asphaltierung der Strasse im Kilombero-Tal bis Kidatu: All dies gäbe es ohne die Hilfe der Schweiz nicht.» In der Tat hat das Schweizerische Tropeninstitut 1957 mit der Gründung des Ifakara-Feldlabors den Grundstein für eine anhaltende schweizerische Forschungs- und Entwicklungstätigkeit in Tansania gelegt.

So berüchtigt das feucht-heisse Kilombero-Tal als Brutstätte für Malaria übertragende Mücken ist, so bekannt wurde das Ifakara-Gesundheitsforschungszentrum für seine Malaria-Forschung. Hier wiesen die Forscher nach, dass mit Insektizid behandelte Moskitonetze Malaria-Erkrankungen um die Hälfte reduzieren können. Hier erwies sich auch,

dass die Subventionierung der Netze die Leute tatsächlich zu deren Kauf und Gebrauch bewegt. Inzwischen hat die Regierung daraus ein landesweites Programm für Schwangere sowie Kinder unter fünf Jahren gemacht; sie sind am meisten durch Malaria gefährdet.

Lokale Verwaltung und Kostenbeteiligung

Im Weiler Kiberege führt uns der Gesundheitsbeamte Theonest Molere zur einfachen Signali-Gesundheitsstation. Malaria sei noch immer die häufigste Krankheit hier, sagt Joyce Muemi, doch die Malaria-Todesfälle seien dank des Moskitonetz-Subventionsprogramms zurückgegangen. Die junge Mitarbeiterin freut sich über die verbesserte Infrastruktur und Medikamentenversorgung in Signali, beklagt aber, dass es hier wie anderswo an qualifiziertem medizinischem Personal fehle. Die

Malaria in Tansania

Gesundheitsstation werde jetzt von der Gemeinde geführt, auch müssten sich die Patienten an den Kosten beteiligen, das ermögliche den Unterhalt der Einrichtung und gewähre den Nachschub an Medikamenten. Wer aber auch die geringe Kostenbeteiligung nicht aufbringe, könne Gratisbehandlung beantragen.

Die Fortschritte der Gesundheitsdienste im Kilombero-Tal hat Kate Forrester Kibuga, die im Auftrag der DEZA die Auswirkungen der schweizerischen Unterstützung hier untersucht hat, bestätigen können, wenn auch gewichtige Probleme wie Mangel an Fachleuten und Transportschwierigkeiten in diesem abgelegenen Gebiet weiter bestehen. Die Fortschritte sind auch den Reformen zu verdanken, die den Gemeinden mehr Einflussnahme ermöglichen, sowie den vermehrten staatlichen Ausgaben im Gesundheitssektor.

Grosse Erwartungen der Bevölkerung

Auf diesen kommen enorme neue Herausforderungen zu. Aids ist mittlerweile in Tansania häufigste Todesursache unter den Erwachsenen, die Ansteckungsrate ist sehr hoch. Dazu trägt auch das Tabu um die Seuche bei. Öffentlich zu sagen, jemand habe Aids, sei nicht möglich, erklärt Joyce Muemi, und auch Aids-Tests müsse man höchst vertraulich behandeln.

Die ganze Gesellschaft müsse aufwachen und ge-



Meissner / laif

dem es den Globalen Fonds unterstützt, vor allem aber durch das Ifakara-Forschungszentrum, das die ARV-Medikamentenabgabe im Kilombero-Tal mit einem vielfältigen Forschungsprogramm begleitet. Dieses beinhaltet molekularbiologische Untersuchungen der verschiedenen auftretenden HIV-Typen und deren Eigenschaften, der Bildung von Resistenzen auf die verabreichten Medikamente, aber auch soziale Fragestellungen: Zum Beispiel wie die Gesundheitsdienste und Patienten unter den schwierigen ländlichen Verhältnissen die lückenlose tägliche Einnahme der Medikamente bewerkstelligen können.

Das ARV-Programm hat in der Bevölkerung grosse Erwartungen geweckt. Dennoch können fürs Erste nur die Schwerstkranken einbezogen werden. Das Programm ist nicht nur kostspielig, es ist auch anspruchsvoll: Es fordert Tansanias Gesundheitsdienste aufs äusserste heraus. Längerfristig werden zu den heute 40 000 Angestellten im Gesundheitssektor weitere 20 000 Fachpersonen nötig sein. Und die staatliche Verwaltung, die für den Einkauf und die Verteilung sämtlicher ARV-Generika zuständig ist, muss ihre Zuverlässigkeit noch beweisen. Dabei stützt sie sich auf die Zusammenarbeit mit den Geberländern. All dies ist jedoch nicht nur eine Frage von Geld, sondern auch von Ausbildung, die Zeit benötigt ■

** Ruedi Küng ist Afrikakorrespondent von Schweizer Radio DRS*

Schweizer Unterstützung

Von 2005 bis 2008 unterstützt die DEZA Tansanias Gesundheitswesen mit fast 20 Mio. Franken. Sie werden einerseits für Projekte verwendet (u.a. das Moskitonetz-Programm, das als Public-Private-Partnership sowohl die lokale Produktion, als auch die Subventionierung und den Vertrieb der Netze umfasst, und Projekte des Ifakara-Gesundheitsforschungszentrums), andererseits für direkte Budgethilfe im Gesundheitssektor eingesetzt. 45 Geberländer, darunter die Schweiz, stimmen ihre Entwicklungsanstrengungen in Tansania aufeinander ab und wachen in enger Kooperation mit der Regierung über die effiziente Verwendung der eingesetzten Mittel. Die Untergruppe mit 25 Geberländern, die in einem «Sector wide approach» 30 Prozent des tansanischen Gesundheitsbudgets finanziert, wird von der Schweiz geleitet. Verbesserungen der Gesundheit der Bevölkerung weisen auf die Wirksamkeit des Modells hin.



meinsam gegen Aids kämpfen, rief Präsident Mkapka 35 Millionen Tansanier auf. Er liess ein mit der Bill-Clinton-Stiftung erarbeitetes und mit Mitteln des Globalen Fonds für Aids, Malaria und Tuberkulose finanziertes Programm anlaufen, das alle Aids-Kranken Tansanias mit anti-retroviralen Medikamenten (ARV) zu versorgen beabsichtigt. Für das unterentwickelte Land ist dies ein höchst ehrgeiziges Programm.

Auch die Schweiz leistet einen Beitrag daran, in-

Über resistente Krankheitserreger,

Noch immer gibt es keine Impfungen gegen parasitäre Krankheiten. Davon heimgesucht werden vor allem Entwicklungsländer, ein für global tätige Pharmakonzerne wenig rentabler Markt. Der brasilianische Biologe Carlos Morel setzt auf verstärkte Forschungsnetze unter den Ländern des Südens, um die Armuts-Krankheiten zu bekämpfen. Interview: Jane-Lise Schneeberger.



Carlos M. Morel ist in Recife, Brasilien, geboren. Nach dem Medizinstudium an der Universität von Pernambuco absolviert er seine Nachdiplomausbildung unter anderem am Schweizerischen Institut für experimentelle Krebsforschung in Lausanne. 1974 doktoriert er in Molekularbiologie an der Universität von Rio de Janeiro. Anschliessend lehrt er an der Universität von Brasília und arbeitet daneben für die Stiftung Oswaldo Cruz (FIOCRUZ) in Rio, ein öffentliches Forschungsinstitut, dem er von 1993 bis 1997 vorsteht. Von der WHO wird er an die Spitze ihres Spezialprogramms für Forschung und Ausbildung in tropischen Krankheiten (TDR) berufen. Während dieses Mandats beteiligt sich Carlos Morel an der Gründung verschiedener ÖPP zur Entwicklung von Medikamenten gegen vernachlässigte Krankheiten. 2003 verlässt er das TDR und wird wissenschaftlicher Koordinator des Zentrums für medizintechnische Entwicklung, einer von der FIOCRUZ neu geschaffenen Einheit zur Stimulierung von Innovationen im Gesundheitsbereich.



In den Gesundheitszentren Guineas – besonders fernab der Hauptstadt – mangelt es oft an den selbstverständlichsten Ausstattungen

Eine Welt: 1990 konstatierte ein Bericht, dass gerade 5 Prozent der Forschungsausgaben im Gesundheitsbereich für Probleme der Entwicklungsländer bestimmt sind, diese aber 93 Prozent der weltweiten Krankheitslast tragen. Konnte der Rückstand inzwischen verringert werden?

Carlos Morel: Investitionen in die Armuts-Krankheiten bleiben weiterhin äusserst bescheiden. Man spricht heute meistens vom «10/90-Ungleichgewicht». Darunter ist allerdings eher ein Symbol als eine mathematische Grösse zu verstehen, denn es ist äusserst schwierig, die Aufteilung der Forschungsgelder genau zu evaluieren. Der Rückstand zeigt sich bei der Registrierung neuer Medikamente: Ein verschwindend kleiner Teil steht in Zusammenhang mit tropischen Krankheiten wie Malaria, Schlafkrankheit, Onchocercose, Dengue-Fieber, Leishmaniose usw. Und wenn Behandlungsmöglichkeiten bestehen, sind sie oft wirkungslos, weil die Krankheitserreger resistent geworden sind.

Zudem haben wir immer noch keine Impfungen gegen diese parasitären Krankheiten.

Und dies bloss, weil die Kranken aus dem Süden nicht solvent sind?

Die Situation hat teilweise mit Marktversagen zu tun. Der private Sektor hat tatsächlich sehr wenig in die Erforschung der Tropenkrankheiten investiert und sich auf die Malaria beschränkt. Der Misserfolg ist aber auch ein wissenschaftlicher. Viele Labortorien, zumeist öffentliche, haben versucht, Impfstoffe zu entwickeln, bisher jedoch erfolglos. Dazu kommen Unzulänglichkeiten der Regierungen. Mit ihrem Rückzug aus der Forschung unter dem Vorwand, Medikamente seien Sache des Privatsektors, haben sie es sich zu einfach gemacht. Ohne die Perspektive, dass sich eine Investition lohnt, kann die Industrie keine Produkte entwickeln. Der Rückzug der Regierungen liess öffentlich-private Partnerschaften (ÖPP) entstehen, die vorab von Wohltätigkeitsorganisationen finanziert werden. Die ÖPP

Vorwände und Generika

üben heute einen starken Druck auf die Forscherinnen und Forscher aus, Impfstoffe zu finden. Das Interesse der Pharmakonzerne ist nach wie vor eng begrenzt. Aus kommerzieller Sicht ist es für sie viel einträglicher, Medikamente zu verkaufen. Insbesondere im Fall von Aids, weil der Kranke bis an sein Lebensende Tabletten schlucken muss.

Ist die Pharmaindustrie aus Schwellenländern wie Brasilien, China oder Südafrika stärker an diesen Märkten interessiert?

Im Süden gehören, im Gegensatz zu den reichen Ländern, die meisten Forschungsinstitute der öffentlichen Hand. Sie lassen sich also einfacher auf gesundheitspolitische Probleme hin ausrichten. Zudem ermöglichen es tiefe Produktionskosten der Pharmaindustrie, Medikamente zu Preisen zu liefern, die für arme Länder erschwinglich sind. Ich empfehle die Süd-Süd-Forschungsnetze von Institutionen zu verstärken, die im Gesundheitsbereich innovativ sind. Solche Netze begünstigen den Technologietransfer. Ausserdem erlauben sie es den Partnern, ihre Politik und Strategien zu vergleichen. Andere Länder könnten beispielsweise von der Erfahrung Brasiliens profitieren, das die Aids-Sterblichkeit um die Hälfte reduziert hat.

Warum war denn das brasilianische Anti-Aids-Programm so erfolgreich?



Aids-Prävention mit Kondom-Automat im Rotlicht-Bereich von Kalkutta, Indien



Malaria-Forschung in Brasilien

Alle Ansätze wurden gleichzeitig umgesetzt, sowohl auf der Präventionsebene, wie auch bei der Behandlung. 1996 hat das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das allen Aids-Kranken unentgeltliche Behandlung garantiert. Öffentliche und private Laboratorien begannen daraufhin mit der Herstellung von Generika. Die Verteilung konnte über eine im selben Jahr verabschiedete Steuer auf Geldtransaktionen finanziert werden. Schliesslich wurden mit Unterstützung zahlreicher Nichtregierungsorganisationen gross angelegte Präventions- und Sensibilisierungskampagnen durchgeführt. Daran lässt sich erkennen, dass Innovation im Gesundheitsbereich nicht auf Forschung beschränkt ist. Wissenschaftliche Kapazitäten müssen in einen umfassenden gesundheitspolitischen Rahmen eingebettet werden.

Wie kann die Entwicklungszusammenarbeit arme Länder in ihrem Kampf gegen die grossen Krankheiten wirksam unterstützen?

Manche Regierungen brauchen Unterstützung, um das Gesundheitswesen zu reorganisieren, das insbesondere unter dem Globalisierungseffekt vielerorts zurückgefahren wurde. Sie müssen mit den Mitteln der Entwicklungshilfe die Ausbildung von Gesundheitsagenten verstärken, die Korruption bekämpfen und die vorhandenen Ressourcen sinnvoller einsetzen. Wichtig ist ausserdem, die internationale Hilfe besser zu koordinieren. Oft werden Empfängerländer mit Angeboten regelrecht bombardiert, die auf eine einzige Krankheit oder einen punktuellen Einsatz ausgerichtet sind. Die eine Spendenorganisation bietet Medikamente gegen Kinderlähmung an, eine andere will Masern-Impfungen finanzieren. Diese Streuung beeinträchtigt die Umsetzung einer durchdachten Strategie auf nationaler Ebene. ■

(Aus dem Französischen)

Klassifizierung der Krankheiten

Mit sinkender Rentabilität der potenziellen Märkte nehmen Investitionen in die medizinische Forschung ab. Unter diesem Gesichtspunkt wird zwischen drei Arten von Krankheiten unterschieden. Diejenigen, die sowohl im Norden als auch im Süden grassieren – beispielsweise Krebs oder Diabetes – mobilisieren den grössten Teil der von der Pharmaindustrie bereitgestellten Kräfte. Zur zweiten Kategorie gehören Pathologien, die weltweit vorkommen, in armen Ländern jedoch viel häufiger auftreten. Für diese «vernachlässigten Krankheiten», zu denen auch Aids und Tuberkulose zählen, sind die Investitionen bescheiden und vor allem auf die Märkte der reichen Länder ausgerichtet. Nur lächerlich bescheidene oder gar keine Mittel fliessen in die Erforschung von Krankheiten, die ausschliesslich in tropischen Ländern vorkommen. Onchocercose, Chagas-Krankheit und Schistosomiasis sind einige dieser «besonders vernachlässigten Krankheiten». Zwischen 1975 und 1999 wurden 1393 neue Medikamente registriert, nur 13 davon zur Behandlung von Tropenkrankheiten und drei gegen Tuberkulose.



Kolumbiens weiter Weg zum Frieden

In Kolumbien gehören Angst, Misstrauen und Gewalt zum Alltag. Seit bald einem halben Jahrhundert liefern sich im Andenstaat Paramilitärs, Guerilla und der Staat einen blutigen Krieg auf dem Buckel der ländlichen Zivilbevölkerung und der Menschenrechte. Das Resultat: Ein schwacher Staat und eine tief gesplante Gesellschaft. Von Richard Bauer*.

Kolumbien lebt in einer eigentümlich gespaltenen Welt. Während Frachtflugzeuge im Uhrzeit-Tonnen frischer Schnittblumen aus den Treibhäusern vor den Toren der Hauptstadt Bogotá in die USA oder nach Europa fliegen, wird die scheinbare Normalität überschattet von Drogenkriminalität, Guerillakrieg und paramilitärischem Bandenwesen. Kolumbien ist der Welt grösster Kokainproduzent und gilt als eines der gefährlichsten Länder Lateinamerikas. Nirgendwo sonst werden täglich so viele Menschen entführt, werden Woche für Woche Massaker gemeldet, sind Mord und Totschlag an der Tagesordnung.

«Mit starker Hand und grossem Herz»

Als Kolumbiens Präsident Álvaro Uribe sein Amt antrat, starben im Monatsdurchschnitt 2300 Men-

schen eines gewaltsamen Todes. Von insgesamt 45 Millionen Kolumbianern wurden in den letzten zwanzig Jahren 2,5 Millionen gezwungen, ihre Wohnstätten zu verlassen. Nur in afrikanischen Ländern zählte man in der jüngsten Vergangenheit mehr Vertriebene. Wer der Drohungen und der täglichen Gewalt überdrüssig ist, kehrt der Heimat den Rücken zu und wandert aus, mit Vorliebe in die USA oder in eines der nahe gelegenen Länder Zentralamerikas. Dort sind die disziplinierten, gut ausgebildeten Kolumbianer willkommen und machen häufig Karriere.

Zu Hause aber scheint der Flächenbrand kaum zu löschen. «Obwohl tagtäglich zur Hölle verurteilt, haben wir unsere Hoffnung nicht verloren», schrieb Ingrid Betancourt, eine vor über vier Jahren von Rebellen entführte Präsidentschaftskandidatin. «Wir



Redux / laif



Bermes / laif



Peter Stäger

Kolumbianer träumen von Frieden, Harmonie und Gerechtigkeit, und wir lehren unsere Kinder, in Unbefangenheit zu leben, um nicht auch noch das restliche Stück Paradies zu verlieren.» Mit der Gewalt aufzuräumen, den Frieden im Land herzustellen, das hat Uribe seinen Landsleuten versprochen, als er 2002 zum Präsidenten gewählt wurde.

«Mano firme, corazón grande» – mit starker Hand gegen Gewalt und Verbrechen, gleichzeitig aber auch mit einem grossen Herzen für die sozial Benachteiligten, so lautete das klare Wahlprogramm. Es schlug bei der gewaltmüden Gesellschaft ein und Uribe sammelte Stimmen über alle Parteigrenzen hinweg.

Glaubt man den Meinungsumfragen, so hat der Präsident die Wähler nicht enttäuscht. Zu Beginn seines letzten Amtsjahres kann er – für lateinamerikanische Verhältnisse eine respektable Leistung – mit

Uribe gelungen, der Bevölkerung ein neues Gefühl der Sicherheit zu geben, sagt ein kolumbianischer Gesprächspartner und fügt sofort bei, dabei handle es sich allerdings um ein artifizielles Sicherheitsgefühl. Wie er sind viele Kolumbianer hin- und hergerissen zwischen der Hoffnung, eine Befriedung sei möglich, und Skepsis, der eingeschlagene Weg führe einmal mehr in eine Sackgasse.

Der Hardliner Uribe, dessen Vater einst von den Rebellen der «Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens» (Farc) ermordet wurde, ist in einen Allfrontenkrieg verwickelt, bei dem politische Überzeugungsarbeit Hand in Hand mit militärischen Operationen gehen. «Unser Ziel ist ein Kolumbien ohne Drogen, ohne Korruption, ohne Terrorismus der Paramilitärs und ohne Terrorismus der Guerilla», sagte kürzlich Uribe. Die Zahl der Gewaltopfer ist nach Angaben der Regierung im ersten



Bermes / laif



Bermes / laif



Peter Stäger

75 Prozent Zustimmung rechnen. Inzwischen liess Uribe die Verfassung nach Mass schneiden. Er setzte beim Parlament die Wiederwahl des Präsidenten durch. Selber will er 2006 kandidieren, um sein mit missionarischem Eifer betriebenes Werk zu vollenden.

Kompromissloser Krieg gegen Guerilla

Wohin man blickt, sind in Kolumbien ein schwacher Staat und eine tief gesplante Gesellschaft bedroht. Nach Jahrzehnten blinder Gewalt sei es

Halbjahr 2005 auf 8500 gesunken, die Zahl der Entführungen auf 345.

Den Farc, der grössten Guerillabewegung des Landes mit schätzungsweise 17000 Kämpfern, haben Regierung und Armee kompromisslos den Krieg erklärt. Die Strategie ist klar: Die Rebellenverbände werden aus den Städten vertrieben und auf dem Land so stark bedrängt, bis sie aus Kriegsmüdigkeit und einer schieren militärischen Notlage heraus nach 40 Jahren Untergrundkampf zu Friedensverhandlungen bereit sind.



Das Ding im Alltag El Carriel

Kein Viehzüchter, Bauer oder Landarbeiter, der im Hinterland von Medellín nicht sein «Carriel», die aus Leder gefertigte Schultasche, trägt. Sie ersetzt Hosensäcke und Aktenkoffer in einem. Ihr Innenleben ist geheimnisvoll. Je nach Grösse ist die Tasche in bis zu neun Fächer unterteilt, darunter auch ein paar im Futter versteckte Geheimfächer. Vor der Erfindung der Kreditkarte musste sie als Geldbörse für grössere Einkäufe und den Gang zur Bank herhalten. Die Tasche wird über die linke Schulter getragen. Der Inhalt variiert von Besitzer zu Besitzer. Häufig findet man darin ein frisches Hemd, Rasierzeug, Arzneimittel für die Tiere oder eine Haarlocke der fernen Geliebten. Auch Präsident Uribe lässt sich beim Bad im Volk gerne mit seinem Lederbeutel sehen.

Angeichts der aggressiven Verfolgung durch die Militärs, spielen die an 48 Fronten kämpfenden Einheiten offenbar auf Zeit. Deren Lebensadern sind der Drogenhandel, der über Schutzgelder angezapft wird, sowie Lösegelder. Die keine Gewalt scheuenden Methoden der Farc gemahnen an stalinistische Zeiten. 3000 am Konflikt unbeteiligte Menschen befinden sich, zum Teil seit Jahren, in Geiselhaft. Tausende von Kindersoldaten werden in ihren Reihen aufgezogen.

Einst Banditen, heute Terroristen

Schon vor Uribes Amtsantritt wurden die kolumbianischen Streitkräfte massiv aufgestockt und dank amerikanischer Hilfe im Rahmen des «Plan Colombia» mit modernstem Kriegsgerät ausgerüstet. Das militärische Vokabular hat sich den veränderten Zeiten angepasst: Zuerst bekämpfte man «Bandoleros» und «Banditen», dann «Narcoguerrillas» und nach dem 11. September 2001 schlicht «Terroristen». Gemeint ist immer die gleiche Linksguerilla, die sich ideologisch selbst überlebt hat.

Ursprünglich war sie als strategische Reserve der Kommunistischen Partei gedacht. Heute nimmt die Bevölkerung die stramm militärisch organisierten, in Uniformen auftretenden Rebellen der Farc längst nicht mehr als Sozialrevolutionäre wahr, die für ein gerechteres Kolumbien kämpfen.

Auch die zweite noch aktive, allerdings viel kleinere Guerillabewegung, das «Nationale Befreiungsheer» (ELN), hat sich weit von seinem idealistischen Ursprung entfernt. 1965 gegründet, bewunderten die ersten Guerilleros des ELN die Revolution in Kuba und die Befreiungstheologie. Inzwischen haben auch sie zu Mord, Erpressungen und Entführungen gegriffen, um ihre diffusen Ziele zu erreichen.

Am weitesten fortgeschritten sind unter Uribe Auflösung und Entwaffnung der rechtsgerichteten paramilitärischen Verbände. Diese entstanden als Antwort auf die erstarkende Guerilla, die immer grössere Landgebiete unsicher machte. Die verzettelten Gruppen und Grüppchen schlossen sich in den



1990er Jahren zu den «Vereinigten Selbstverteidigungskräften Kolumbiens» (AUC) zusammen.

Todesschwadron am Verhandlungstisch

Nach Jahren mörderischer, allen Menschenrechten Hohn sprechender Selbstjustiz im Auftrag von Viehzüchtern, Grossgrundbesitzern und Drogenbaronen, sind die Führer der Todesschwadronen an den Verhandlungstisch getreten. An der Frage, wie die an unzähligen Massakern, Morden, Entführungen und Erpressungen beteiligten «Paras» in die zivile Gesellschaft eingegliedert werden sollen, scheiden sich die Geister.

Menschenrechtsorganisationen und Politiker aller Couleur kritisieren in- und ausserhalb Kolumbiens das «Gesetz für Gerechtigkeit und Frieden», das die Einzelheiten regelt. In deren Augen fördert das Gesetz die weit verbreitete Straflosigkeit und ist kein Garant dafür, dass Schuldige beispielsweise in die USA ausgeliefert werden können. Die beiden Guerillaorganisationen haben das Gesetzeswerk als Groteske bezeichnet, womit die Chancen auf eine baldige Entwaffnung weiterer Akteure der Gewaltszene Kolumbiens sinken. ■

* Richard Bauer ist Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung NZZ für Zentralamerika und die Karibik.

Kolumbien und die Schweiz

Von Entminung bis Wiederansiedlungen

(bf) Seit 2001 finanziert die humanitäre Hilfe der Schweiz ein Programm, welches die Leiden der vertriebenen Bevölkerung und der Konfliktopfer zu lindern hilft. Nach Schätzungen des Hochkommissariats für Flüchtlinge der Vereinten Nationen UNHCR mussten als Folge des Konflikts seit 1985 zwischen 2 und 2,5 Millionen Menschen fliehen und in anderen Landesteilen als so genannt Intern Vertriebene Zuflucht und Sicherheit suchen. Das Programm der DEZA umfasst vier Schwerpunkte mit einem Budget von insgesamt rund 4,5 Millionen Franken, zu dem noch rund 2,5 Millionen Franken für die Unterstützung von Schweizer Nichtregierungsorganisationen durch die DEZA-Sektion NGO kommen:

Wiederaufbau: Im Konfliktgebiet wird in Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen sowie Nichtregierungsorganisationen der Wiederaufbau der Wohnbaustruktur, d.h. Verbesserungen an Privathäusern und Wiederherstellung von Schulgebäuden, unterstützt. Das Projekt setzt dabei in Gemeinden und kleineren Städten auf dem Land insbesondere bei den Jugendlichen und auf den sozusagen «konfliktneutralen Terrains» der Schulen an.

Ziel ist es, die Intern Vertriebenen möglichst nah ihrer Heimatorte wieder zu integrieren.

Anwaltschaft: Den Intern Vertriebenen in der Stadt Cúcuta und Umgebung werden zusammen mit Flüchtlingen in den Staaten Táchira und Zulia des Nachbarstaates Venezuela rechtlicher Schutz und Unterstützung zur Verbesserung ihrer Lebenssituation geboten. Neben dem Schutz dieser Bevölkerungskreise fördert das Projekt auch den Zugang zu Ausbildung und Dienstleistungen mit speziellem Schwergewicht für diejenige, welche ihren Status als Intern Vertriebene oder Flüchtlinge noch nicht geklärt haben.

Nothilfe: Diese erfolgt über Beiträge an Programme des IKRK, des UNHCR, des Welternährungsprogramms (WFP) sowie an verschiedene lokale und internationale Nichtregierungsorganisationen.

Minen: Das zusammen mit dem Kinderhilfswerk der UNO unterstützte Projekt hat zum Ziel, die integrale Assistenz für zivile Opfer von Minen und nicht explodierten Sprengsätzen in den Departementen von Antioquia und Bolívar qualitativ und quantitativ zu verbessern.

Zahlen und Fakten

Name
Republik Kolumbien

Hauptstadt
Bogotá
7 Mio. Einwohner

Fläche
1,1 Mio. km²

Bevölkerung
43 Millionen, davon leben über 70% in Städten

Ethnien
Mestizen 58%
Weisse 20%
Mulatten 14%
Schwarze 4%

Sprache
Spanisch

Religion
90% sind römisch Katholiken, daneben vornehmlich protestantische Kirchen

Exporte
Industriegüter 44%
Erdöl 25%
Kohle 11%
Kaffee 6%

Abnehmerländer
USA 40%
EU 14%
Venezuela 10%

Aus der Geschichte

1200-500 v.Chr. Indios aus Mesoamerika besiedeln die Region. Als wichtigste Kulturpflanze bringen sie den Mais.

1525-1533 Nach der Landung spanischer Seefahrer an der Karibikküste Mittelamerikas entstehen mit Santa Marta und Cartagena de Indias die ersten Stützpunkte der Kolonialmacht.

1534 Der Konquistador Francisco de Lugo erhält von der spanischen Krone das Recht, Sklaven aus Afrika zu holen.

1536-1538 Unterjochung der Chibcha-Indios und Gründung von Santa Fé de Bogotá.

1739 Nach Neuspanien (Mexiko) und Peru entsteht Nueva Granada als drittes spanisches Vizekönigreich auf amerikanischem Boden.

1810 Aufstand gegen die spanischen Kolonialherren.

1819 Simón Bolívar ruft die Republik Gran Colombia mit der Hauptstadt Bogotá aus.

1829-1830 Der Grossstaat Gran Colombia zerfällt. Es bilden sich Ecuador, Venezuela und Kolumbien als eigene Nationen.

Um 1850 Es entstehen die beiden bis in die Gegenwart tonangebenden Parteien, Liberale und Konservative, die sich im Verlaufe eines Jahrhunderts sieben grössere Bürgerkriege liefern.

Um 1860 Kaffee wird zum wichtigsten Exportprodukt.

1899-1902 Krieg der 1000 Tage mit rund 100 000 Toten.

1903 Abspaltung Panamas von Kolumbien mit Unterstützung der USA.

1948-1958 Die Ermordung des Sozialreformers und liberalen Präsidentschaftskandidaten Jorge Eliécer Gaitán führt zu einem Volksaufstand («Bogotazo»). Vor allem die Landgebiete leiden unter «La Violencia», der Zeit der Gewalt. Dem Bürgerkrieg fallen 200 000 Menschen zum Opfer.

1958 Liberale und Konservative einigen sich auf ein Regierungssystem geteilter Macht.

1964 Unter Manuel Marulanda entsteht die erste Guerilla-Organisation, der Bloque Sur. Zwei Jahre später formieren sich daraus die «Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens» (Farc).

1985 Bei der Besetzung des Justizpalastes in Bogotá durch Guerilleros kommen 100 Menschen um.

Ab 1986 Zunehmender Einfluss der Drogenkartelle von Medellín und Cali auf die Politik.

2002 Der parteilose Álvaro Uribe Vélez gewinnt die Präsidentschaftswahl. Weiterhin sind bewaffnete Auseinandersetzungen, Menschenrechtsverletzungen und Verstösse gegen das internationale humanitäre Völkerrecht an der Tagesordnung.



«Heute könnte ein wichtiger Tag sein...»



Stella Pardo ist Anthropologin und lebt in Bogotá. Sie koordiniert und unterstützt soziale Projekte in verschiedenen Regionen des Landes. Zurzeit arbeitet sie an einem Buch, das verschiedene Geschichten enthält, die der Frage nachgehen, wie Menschen mit den schrecklichen Seiten einer konfliktiven Situation umgehen, wie sie Kolumbien seit Jahren erlebt.

Jeden Morgen erwachen in Kolumbien 43 Millionen Menschen mit der Hoffnung, Armut vermöge sich in Reichtum und Gewalt in Frieden zu verwandeln. Hier die Geschichte einer Fünfzigjährigen, die in Kolumbiens Hauptstadt lebt...

Maria erwacht mit den ersten Sonnenstrahlen, die durchs Fenster dringen. Sie lauscht dem Vogelgezwitscher, bevor sie aufsteht, sich mit kaltem Wasser wäscht, Jeans anzieht, die vier Kinder per Kuss verabschiedet und den letzten Schluck Kaffee trinkt. Aus dem Fenster schauend sinnt sie darüber nach, was wohl ihr Land ohne die internationale Gemeinschaft wäre.

Noch vor Jahren hatte sie kaum Aussicht auf eine anständige Arbeit. Sie war Sprachlehrerin im Dorf, in dem ihr Mann ermordet wurde und wurde wegen der Gewalt vertrieben. Sie verdiente vier Dollar in der Stunde, hatte lediglich vier Unterrichtsstunden, fühlte sich allein gelassen im Kampf ums tägliche Überleben.

Heute ist alles anders, obwohl immer noch über 60 Prozent der Bevölkerung unter Armut und Hunger leiden. Maria ist überzeugt, dass sich alle ihre Landsleute für das Recht auf ein würdevolles Leben einsetzen. Sie leitet ein Gemeinschaftszentrum im Jerusalem-Viertel, einem der ärmsten der Stadt. Das Zentrum verteilt täglich 80 Mittagessen an ältere Menschen und bietet Weiterbildungskurse an für 80 Hausfrauen und Mütter im Bereich Kleinunternehmertum und Persönlichkeitsentwicklung. Verlässt Maria ihr Haus beobachtet sie Händler, Arbeitslose, Indigene, Berufstätige, Arbeiter, ganz gewöhnliche Menschen wie die übrigen sieben Millionen Einwohner Bogotás. Beim Überqueren der Strasse trällert sie vor sich hin: «Heute könnte ein wichtiger Tag sein...». Sie geht die 7. Strasse entlang, am Strassenrand spielt ein Blinder Akkorde-

on. Beim Bolivar-Platz stösst sie auf Soldaten, die sich anschicken, eine Demonstration aufzulösen. Lehrkräfte demonstrieren für sichere Arbeitsbedingungen, Gewerkschafter, Ärzte, Pflegepersonal, Menschenrechtsvertreter protestieren gegen das Freihandelsabkommen oder die Wiederwahl, die Schliessung von Krankenhäusern, die Privatisierung öffentlicher Betriebe, Massenentlassungen, Arbeitslosigkeit, einen nie endenden Krieg, masslose Vertreibungen.

An der 10. Strasse steigt Maria in einen überfüllten Bus, quetscht sich nach hinten, wo sie Platz findet. Zwei Jugendliche spielen Gitarre, singen mit wunderschönen Stimmen: «Irgendwo in einem grossen Land vergassen sie einen Ort zu bauen, an dem die Sonne nicht brennt und beim Morgengrauen niemand sterben muss...» Trotz vieler Passagiere, brüskem Bremsen und Halten des Buses gelingt es ihnen, ein paar Münzen zu ergattern. An der nächsten Haltestelle steigt ein bettelnder Mann ein und bei der übernächsten eine Frau, die Süßigkeiten und Erdnüsse verkauft. Nach eindreiviertel Stunden, vielen Rotlichtern und Staus kommt Maria am anderen Ende der Stadt an, wo die Kursteilnehmer sie bereits erwarten. Die Müdigkeit steht ihnen noch ins Gesicht geschrieben. Maria bemerkt ihre glänzenden Augen, ihre ungebrochene Hoffnung. Trotz Schwierigkeiten haben diese Menschen ihre Kreativität, ihr Talent und Willen, etwas zu verändern, bewahrt. Sie denkt an die Gegensätze, die ihr Land so besonders machen: Der rote Mond im östlichen Flachland, die Naturpärke, die Sierra Nevada von Santa Marta, das Karibische Meer, die Kälte und die heftigen Niederschläge in der grauen Hauptstadt, der fünfzigjährige bewaffnete Konflikt, der älteste Guerillero auf Erden, der Kolibri in ihrem Garten, die Freude der Kinder, wenn sie nach Hause kommt.

Es war ein guter Tag für Maria. Die Abenddämmerung bricht ein und die Farben vorüber ziehender Wolken begleiten über eine Million Bewohner Bogotás auf ihrem Heimweg. Maria zündet Kerzen an und sagt zu ihren Kindern: «Heute bereiten wir ein romantisches Nachtessen zu, den Tisch schmücken wir mit Orchideen aus dem Garten, wir werden dem Vollmond frönen und dazu Geschichten erzählen.» Morgen erwacht mit einer neuen Sonne die Illusion, dass das Leben und die damit verbundenen Rechte auch in diesem einzigartigen Land geachtet werden. ■

(Aus dem Spanischen)



Paul Harrison / Still Pictures



ins Kreis

Leider ist kaum die Rede von Jugendlichen

54 Prozent der Weltbevölkerung sind jünger als 25 Jahre, das sind rund 3,2 Milliarden Menschen! Die UNO bezeichnet Jugendliche als Altersgruppe zwischen 15 und 25 Jahren. Andere Organisationen definieren diese Altersgruppe zwischen 12 und 25 Jahren. Welche Perspektiven haben Jugendliche? Nehmen die Entwicklungsakteure in ihren Dialogen mit Regierungen, in ihren Entwicklungsprogrammen genügend Rücksicht und Bezug auf diese Altersgruppe? Im entwicklungspolitischen Dialog wird oft von Kindern gesprochen und Kinder sind als Zielgruppe öfter im Fokus. Das ist gut so. Aber leider ist kaum die Rede von Jugendlichen, weder als Zielgruppe noch als partizipierende Akteure. Da entsteht mitunter der Eindruck, dass unter dem Druck von Armut, von arbeiten müssen zum Unterhalt der Familien, die Jugendzeit kurz bemessen ist, dass das Erwachsensein sehr schnell die Phase der Kindheit ablöst.

In urbanen Zentren vieler Entwicklungsländer gibt es wenig, zu wenig Perspektiven für fortgesetzte Ausbildung, für geregelte, feste Arbeit. Der demographische Druck verstärkt das Empfinden von Ratlosigkeit, weil weder die Kapazitäten für Ausbildungsplätze geschaffen werden noch funktionierende Arbeitsmärkte die Ausgebildeten aufnehmen, weil die Wirtschaftsentwicklungen ungenügend und Wachstum und Einkommen nicht ausreichend ausfallen.

Wir tun wohl gut daran, in Kreisen der Entwicklungsakteure dem Thema Jugend mehr Beachtung zu schenken. Zum einen müssen wir die Jugendlichen stärker in die Arbeit einbeziehen, wie Entwicklung gestaltet werden soll. Zum anderen müssen auch Entwicklungsprogramme stärker auf Jugendliche als Zielgruppen ausgerichtet werden. Das betrifft das ganze Spektrum der Erziehung und der Berufsausbildung. Parallel muss aber auch eine

Wirtschaftsentwicklung gefördert werden, welche diese jugendlichen Arbeitskräfte aufnimmt und Einkommensperspektiven schafft. Erfolgt dies nicht, werden Migrationsdruck und strukturelle Arbeitslosigkeit steigen. Beides ist ungewollt, geschieht aber zu häufig und führt mitunter zu illegaler Migration, zu Ghettobildung und sozialen Spannungen. Perspektivlosigkeit für eine viel zu hohe Anzahl Jugendliche darf sich kein Land leisten. Warum geschieht es dennoch zunehmend?

Auch die Entwicklungsakteure müssen sich immer wieder die Frage gefallen lassen, ob sie ihre Mittel richtig einsetzen. So werden z.B. mit einer Budgethilfe an eine Regierung zur Bestreitung ihres ordentlichen Budgets kaum Arbeitsplätze geschaffen; oder Mittel werden von nicht produktiven Wirtschaftstätigkeiten absorbiert, anstatt dass damit Mehrwert erarbeitet wird.

Wenn wir die Armut wirklich reduzieren können, dann nur über die Schaffung von Arbeit und Einkommen, durch die Vorbereitung der Jugendlichen auf die Arbeitsprozesse, durch die Schaffung von Einsatz- und Lebensperspektiven für Jugendliche. Sie werden es sein, welche ihrerseits den Weg für ihre Nachfolgeneration vorbereiten. In die Jugend zu investieren ist nicht nur notwendig, sondern entscheidend. Sie an den zukunftsrelevanten Entscheiden zu beteiligen, sollte eigentlich selbstverständlich sein! Hier kann und will die DEZA noch viel tun. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Friedlicher Weidekorridor



In Niger müssen nomadisierende Viehzüchter und sesshafte Bauern mit immer knapper werdenden Ressourcen auskommen. Gewaltgeladene Auseinandersetzungen waren bisher auf dem Weg der Viehzüchter nach Norden nicht selten. Dank der Wiederherstellung der traditionellen Weidekorridore konnten diese Konflikte nun entschärft werden.

(mr) Regenzeit ist für die Viehzüchter in Niger Wanderzeit: Nach den ersten ergiebigen Regenfällen im Juli und dem Spriessen der Weidegräser beginnt für die Hirten der Peul-Bororo und ihren Herden die grosse Wanderung den Weidekorridoren entlang nach Norden. Mit mehreren Dutzend Tieren machen sich die Grossfamilien aus dem Süden Nigers auf die Suche nach Weideplätzen für ihre Schafe und Rinder. So war es zu Zeiten ihrer Väter – so ist es noch heute.

Doch die Idylle trügt: Aufgrund der immer knapper werdenden Ressourcen sind ihre Wanderungen seit Jahren getrübt durch Konflikte mit sess-

haften Bauern der Region, den Haussa. Diese bestellen ihre Felder immer öfter in den für die Viehzüchter bestimmten Weidekorridoren. Auf der Futtersuche weichen die Vieherden der Bororo somit auf die Hirsefelder der Haussa aus. Mancher Konflikt zwischen Sesshaften und Hirten endete in den letzten Jahren tödlich.

Hauptgrund für die Knappheit der Ressourcen und die immer wiederkehrenden Lebensmittelkrisen im Niger ist der demographische Druck. Als Niger 1960 die Unabhängigkeit erlangte, lebten in diesem Sahelland rund 2,5 Millionen Menschen. Heute sind es mehr als 11 Millionen und die Be-

völkerung wächst jährlich um weitere 3,3 Prozent. Die Wachstumsrate der sesshaften Bauern ist dabei um einiges höher als jene der nomadisierenden Hirten. In gewissen Regionen wie etwa Maradi und Zinder gebärt jede Frau durchschnittlich 8,5 Kinder. Die Bevölkerungsdichte erreicht mittlerweile 120 Bewohner pro Quadratkilometer.

Zuerst Konflikt entschärfen

Angesichts der Kargheit dieser Region spitzt sich die Lage unweigerlich zu. Ebenso problematisch gestaltet sich die Aufteilung der wenigen Wasserquellen. Wenn die Hirten der Bororo und die Tuareg mit ihren Kamelen, Schafen und Rindern an Wasserstellen zum Tränken kommen, verwehren ihnen die Ackerbauern oft den Zugang, obwohl die Wasserstellen per Gesetz allen offen stehen.

«Vor diesem Hintergrund galt es als Erstes, die Situation zu entschärfen und zwischen den involvierten Parteien zu schlichten», erklärt Sabine Schenk, Sektionschefin für Westafrika der DEZA. Seit 1998 ist die DEZA deshalb in Niger mit einem Projekt zur Konfliktprävention tätig. In langwieriger Arbeit wurden im Rahmen dieses Projekts die alten, schon vor der Kolonialzeit geltenden Weidekorridore zuerst eruiert und dann verbindlich markiert und den Viehzüchtern für ihre Wanderungen freigegeben.

«Wir versuchten von Anfang an, die betroffenen Haussa sowie die nomadisierenden Viehzüchter in den Prozess zu integrieren, denn eine solche Arbeit macht nur Sinn, wenn sie einvernehmlich geschieht. Sonst wird sie nicht respektiert und weitere Konflikte wären vorprogrammiert», erklärt Laura Bott, die DEZA-Programmbeauftragte für Niger.

Die Wiederherstellung der einstigen Weidekorridore und deren Markierung mit Betonpfählern – 20 pro Kilometer – beanspruchte Jahre. Die Arbeit hat sich gelohnt: Insgesamt konnten 17 Weidekorridore und 42 Weideplätze wieder hergestellt werden. Jeder Korridor ist zwischen 25 und 100 Meter breit. Früher massen sie mindestens 50 Meter. Damit es zwischen den Sesshaften und den Hirten nicht erneut zu Konflikten kommt, wachen 117 regionale, aus Hirten, Bauern und dem Gemeindeoberhaupt zusammengesetzte Komitees über die Einhaltung der Viehrouten. «Das Team vor Ort hat in diesen Jahren viel Schlichtungsarbeit geleistet. Die Ackerbauern wissen nun genau, wo sie ihre Felder bestellen können und wo nicht. Dasselbe gilt für die Viehzüchter. Kommt es dennoch zu Konflikten, wenden sich die Betroffenen nun an die Komitees, die schlichtend eingreifen. Nur selten wird das Gericht eingeschaltet», erklärt Bott.



J. Hartley / Panos / Strates

Produktivität steigern

Doch mit der Wiederherstellung der alten Weiderouten ist es nicht getan. Sabine Schenk warnt: «Allein durch die Mobilität ihrer Herden werden die Viehzüchter in Zukunft ihr Überleben nicht sichern können. Sie sind darauf angewiesen neue, existenzsichernde Formen der Viehzucht zu entwickeln.» Insbesondere müsse der Ertrag pro Tier erhöht werden, beispielsweise durch verbesserte Selektionsmethoden, die Produktion von Heu oder den Schutz von Weiden und von Futterbäumen. Das Bevölkerungswachstum hat bereits dazu geführt, dass sich heute bis zu 40 Personen einen Acker teilen, der früher von einer einzigen Person bewirtschaftet wurde. Zwar stieg die Produktion des wichtigsten Nahrungsmittels Hirse, weil immer neue Felder bestellt wurden. Der Ertrag pro Hektar ist aber rückläufig: Sowohl den Feldern als auch ganzen Gebieten, in denen die Vieherden Grass finden können, werden keine Ruhepausen mehr gegönnt.

Hinzu kommen immer wiederkehrende Dürreperioden. Diejenige von Anfang 2004 vernichtete rund 60 Prozent des Viehbestandes der Peul und Tuareg. Die DEZA setzt deshalb seit längerem auf die Steigerung der Produktivität. Viehzüchter und Ackerbauer – Frauen wie Männer – sollen neue Techniken erlernen, um den Ertrag der Felder und der Herden zu steigern. Eine bitter nötige Massnahme, denn Experten gehen davon aus, dass die Bevölkerung Nigers auch in Zukunft drastisch zunehmen wird. ■

Riesiges Land

Das Land Niger dehnt sich auf 1,267 Millionen Quadratkilometer über drei klimatische Zonen aus: Die dünn besiedelte Sahara, die Sahelzone mit Viehzucht und die Landwirtschaftszone, wo 90 Prozent der 11,1 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner leben. Rund 90 Prozent der Bevölkerung, bestehend aus 12 Ethnien, lebt von der Landwirtschaft, wovon die traditionell von den Nomaden betriebene Viehzucht ein wichtiger Teil ist – sie trägt 11 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt bei. Die Peul-Bororo, die sich selbst Wodabee nennen, leben in der Sahelzone, zum grössten Teil in der Republik Niger. Man schätzt ihre Gruppe auf 125 000 Menschen, wovon rund 65 000 im Niger leben. Sie gehören der Gruppe der Fulbe an, die in ganz Westafrika verteilt lebt.

Früh übt sich, wer integriert sein will

Die Volksgruppe der Roma ist in Albanien am stärksten von der Armut betroffen. Am meisten leiden darunter die Kinder. Eine bessere Schul- und Berufsbildung soll ihnen helfen, die Spirale der Armut und Ausgrenzung zu durchbrechen.



Tiraden / laif

Albanische Migranten unterstützen Wirtschaft

Kein osteuropäisches Land erlebte nach dem Zusammenbruch des Sozialismus eine derart dramatische Situation wie Albanien. Die Zeit nach dem Zusammenbruch war von einem massiven Exodus der Bevölkerung und von soziopolitischen und wirtschaftlichen Unruhen geprägt. Der grösste Teil der landwirtschaftlich nutzbaren Flächen in Albanien ist an die Bauern verteilt, der Privatisierungsprozess schreitet voran. Getragen wird die Wirtschaft vom Handel und dem Bausektor. Albanien lebt aber nach wie vor in ausgeprägtem Mass von den jährlich mehreren Hundert Millionen US-Dollars, die von albanischen Migrantinnen und Migranten nach Hause überwiesen werden.

(mr) Gut 15 Jahre sind seit dem demokratischen Wandel in Albanien vergangen. Doch den Menschen geht es kaum besser: Fast die Hälfte der Bevölkerung lebt in Armut. Rund 700 000 Menschen, rund ein Viertel der Bevölkerung, müssen gemäss der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UNO mit weniger als 1,20 Franken pro Tag auskommen. Hauptursache der Armut ist die Erwerbslosigkeit. Sie erreicht in Städten wie Elbasan, Korça, Berat und Tirana bis zu 36 Prozent. Die Roma leiden besonders unter den schlechten Lebensbedingungen in Albanien. Kaum haben sich die Familien irgendwo niedergelassen, werden sie oft wieder vertrieben. Sozialer Ausschluss und extreme Armut sind die Folgen.

Arbeit mit Kindern und Eltern

«Unter solchen Lebensumständen ist es nur normal, dass die Bildung und Erziehung der Kinder oft vernachlässigt wird. Doch das ist fatal, denn ohne Ausbildung haben die Kinder kaum Chancen, um aus dem Teufelskreis der Armut auszubrechen», meint Hans Peter Reiser, Programmbeauftragter der DEZA für Albanien.

Die DEZA unterstützt darum in Elbasan, Korça,

Berat und Tirana ein Projekt zur schulischen Integration der Roma-Kinder. Um den verpassten Schulstoff nachzuholen, besuchen die Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren zweijährige Einschulungsklassen, mit dem Ziel einer späteren Integration in den Regelunterricht. Die Kurse finden in der öffentlichen Schule statt, sind anerkannt und zu einem Grossteil vom Staat getragen. Der Unterricht erfolgt nach dem System des Team-Teachings: Ein Sozialarbeiter steht der Lehrkraft im Unterricht bei und betreut zugleich die Familien der Schülerinnen und Schüler. Der Sozialarbeiter hilft bei Problemen mit den Behörden, vermittelt Gelegenheitsjobs und ermuntert die Eltern, auch die Mädchen zur Schule zu schicken, da diese oft sehr früh aus der Schule genommen und verheiratet werden.

Damit die Roma-Kinder auch einen Beruf erlernen können, bietet das Projekt zudem einjährige Anlehren in den Bereichen Holz, Metall, Elektrotechnik für Haushaltsapparate und Haarpflege. «Nur mit einem Beruf», ist Hans Peter Reiser überzeugt, «werden die Roma-Kinder später ihr Leben meistern und in der albanischen Gesellschaft einen Platz finden.» ■

Interkulturelle Kommunikation

(mas) Die Università della Svizzera italiana (USI) führt seit dem Studienjahr 2004/05 einen Master in interkultureller Kommunikation. Zurzeit läuft der zweite Studiengang. Das ist eine Premiere für die Schweiz, denn keine andere Universität bietet einen ebenso breit gefächerten Lehrgang zu diesem Thema. Er befasst sich mit der Interkulturalität im Sinne einer Bereicherung, die aus der Begegnung und der Interaktion zwischen den Kulturen entsteht. Ziel ist es, die Fähigkeiten der interkulturellen Kommunikation in der Zivilgesellschaft, den Institutionen und den Handelsbeziehungen zu verbessern. Der Lehrgang bietet die dazu notwendigen interdisziplinären Instrumente und ermöglicht die Entwicklung von Kompetenzen in Bezug auf Prävention, Mediation und Lösung von potenziellen

len Konflikten zwischen den Kulturen. Der Master in interkultureller Kommunikation wendet sich an Berufsleute aus Verwaltung, Nichtregierungsorganisationen (NGO), internationalen Organisationen, Entwicklungsagenturen, Medien und Privatwirtschaft. Besonders erwünscht ist die Teilnahme von Studierenden aus Ländern des Südens. Aufgrund der Ziele und der Inhalte des Lehrganges, die für die internationale Zusammenarbeit der Schweiz von Bedeutung sind, wird der Studiengang von der DEZA finanziell unterstützt. Die Problematik der Interkulturalität ist denn auch an der Basis eines jeden Entwicklungsprozesses, in dem das Know-how und die Visionen des Nordens mit jenen des Südens interagieren, um einen Mehrwert zu erzeugen. Das Verständnis zwischen den Kulturen zu stärken ist denn auch ein prio-

ritäres Ziel im Leitbild 2010 der DEZA.

Zertifikatskurs an der Uni Bern

(ahj) Was ist nachhaltige Entwicklung? Welche Herausforderungen stellen sich auf lokaler, nationaler und globaler Ebene? Diese grundsätzlichen Fragen standen am Anfang des Zertifikatskurses «Nachhaltige Entwicklung», der im Januar an der Universität Bern begann. Der Kurs, unterstützt von mehreren Bundesämtern und der DEZA, bietet eine praxisorientierte Weiterbildung, welche die Absolventinnen und Absolventen zur Arbeit an der Konkretisierung, Umsetzung und Beurteilung nachhaltiger Entwicklung befähigt. Die Dozierenden sind Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Praxis, wobei der Methodenvielfalt besondere Bedeutung beigemessen

wird. Grundlagenwissen wird durch Referate vermittelt und in Diskussionen gefestigt. Nebst Gruppenarbeiten ermöglichen auch individuelle mündliche und schriftliche Arbeitsleistungen die Kontrolle der Lernerfolge. Nach bestandenen Kurs gibt es ein Zertifikat. Aufgebaut ist der Zertifikatskurs modular: Präsentiert werden sieben Module (jeweils ein oder zwei Kurstage) mit den «Baukästen» Grundlagen, Politikbereiche und Praxisanwendungen. Sofern noch Platz vorhanden (die maximale Teilnehmerzahl wird auf 25 Personen beschränkt) ist auch der Besuch einzelner Module möglich. Der nächste Kurszyklus startet im Januar 2007. Weitere Auskunft und Anmeldung bei Tel. 031 631 39 71 oder E-Mail: weiterbildung-@ikaoe.unibe.ch.

Was eigentlich ist... Brain Drain?

(bf) Als Brain Drain bezeichnet man die Auswanderung (Drain: Abfluss) der qualifizierteren oder gut ausgebildeten Bevölkerungsschichten (Brain: Hirn). Diese sehen häufig keine Möglichkeiten, im eigenen Land eine ihrer Ausbildung entsprechende Arbeit zu finden und davon leben zu können. Brain Drain führt oft zu einem Teufelskreis: Durch einen Mangel an qualifiziertem Personal verschlechtert sich die Attraktivität des Standorts und damit auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation noch weiter. Die Problematik ist sowohl in Industrie- wie Entwicklungsländern ein Thema, zeitigt aber insbesondere in den ärmsten Entwicklungsländern ungleich drastischere Auswirkungen. Dort führt vorab die Armutssituation dazu, dass – im schlimmsten Fall im Land selber ausgebildete Spezialisten wie Ärzte oder Ingenieure auswandern. Damit steht ihr Wissen dem Land nicht mehr zur Verfügung und kann sich weder ein «normaler» Gesundheitsbereich, bzw. Ingenieurbereich entwickeln. Viele Länder haben «Brain Gain»-Programme eingeführt, um diese Entwicklung aufzuhalten. Dabei versucht man durch besondere Angebote und Unterstützung vor allem für junge Akademiker, diese zum Bleiben oder zur Rückkehr zu bewegen. Aus entwicklungspolitischer Sicht ist in diesem Zusammenhang die (Migrations-)Politik vieler Industrieländer problematisch, aktiv gut ausgebildete Fachkräfte aus dem Süden zu holen, da sie einen Brain Drain in Entwicklungsländern provoziert. Unter anderem deshalb fördert beispielsweise die DEZA mit ihrer Un-

terstützung des Nationalen Forschungsschwerpunkts Nord-Süd nicht nur Studierende aus Entwicklungsländern an hiesigen Universitäten, sondern auch gezielt den jeweiligen Abschluss dieser Studien mit der Dissertation in den Heimatländern der Studierenden. Letzteres führt dazu, dass die Studierenden sich in ihrer Dissertation mit den vor Ort relevanten Themen und Gegebenheiten auseinander setzen und gleichzeitig nach Abschluss ihres Studiums viel bessere Chancen für eine spätere Lehrtätigkeit an den Universitäten in ihrer Heimat besitzen.



Betty Press / Paros / Strates

Ausserdem 10 000 Mal den grauen Star operiert...

Als Chefärztin des Spitals von Petté im Norden Kameruns kämpft die Schweizerin Anne-Marie Schönenberger seit 37 Jahren um die Verbesserung der Gesundheit und für bessere Lebensbedingungen der lokalen Bevölkerung. Sie erzählt, wie das von der DEZA unterstützte Buschkrankenhaus mit der plötzlichen Aids-Explosion fertig wurde. Interview: Jane-Lise Schneeberger.



Anne-Marie Schönenberger, 1938 in Lausanne geboren, arbeitet nach dem Medizinstudium in Freiburg und Lausanne drei Jahre als Assistenzärztin im Spital von Estavayer-le-Lac und geht dann nach Afrika. Von 1965 bis 1967 leitet sie das Krankenhaus von Tokombéré, eines der sechs Spitäler, das Giuseppe Maggi, ein Pionierarzt aus dem Tessin, in Kamerun gebaut hat. Anschliessend verbringt sie ein Jahr in Algerien, um sich in Augenheilkunde und tropischer Medizin weiterzubilden und kehrt 1968 nach Kamerun zurück, wo sie die Leitung des Spitals von Petté übernimmt, einem weiteren Projekt von Giuseppe Maggi. Ihr Vater Wilhelm Schönenberger war damals Bundesrichter und gründete in Lausanne die Fondation sociale suisse du Nord-Cameroun. Diese sammelt in der Schweiz private und öffentliche Gelder zur Finanzierung des Spitals.



Eine Welt: Sie kamen 1968 zusammen mit einer Krankenschwester und einer Verwalterin nach Petté. Unter welchen Bedingungen haben Sie damals gearbeitet?

Anne-Marie Schönenberger: Das Spital war eine riesige Baustelle ohne Wasser und Strom, und die Arbeiten dauerten noch zwei Jahre lang an. Aber wir haben uns sofort an unsere medizinische Aufgabe gemacht. Ein halbes Jahr später traf Verstärkung aus der Schweiz ein: Eine Lehrerin, eine Pflegeassistentin, ein Bautechniker und ein Mechaniker.

Es war eine heldenhafte Zeit. Alles musste von Grund auf aufgebaut werden, unsere Mittel waren extrem bescheiden. Da im Norden von Kamerun keine Pflegefachschule bestand, engagierten wir Jugendliche, die lange genug zur Schule gegangen waren, und bildeten sie an Ort und Stelle aus. Nach und nach entstanden äusserst tragfähige Beziehungen zur Bevölkerung. Die Leute wissen, dass 24 Stunden am Tag ein Arzt für sie da ist und dass sie anständig gepflegt werden, auch wenn sie die Behandlung nicht bezahlen können.

Das Spital verfügt heute über 150 Betten. Welche Leistungen erbringen Sie?

Zunächst die Grundversorgung in den Bereichen allgemeine Medizin, Chirurgie, Augenmedizin, Mutterschaft, Pädiatrie und Präventionsmedizin. Wir sind auch ein anerkanntes Zentrum für die Aids-Behandlung. Jahr für Jahr nehmen rund 12000 Personen unsere Sprechstunde in Anspruch. Manchmal kommen sie von sehr weit her. Die Analysen müssen rasch erfolgen, damit die am Morgen eingetroffenen Patienten um die Mittagszeit ihren Heimweg antreten können. Labor und Röntgenabteilung sind modern ausgerüstet, so können wir effizient arbeiten. Der Materialunterhalt ist uns ebenfalls ein wichtiges Anliegen. Ohne falsche Bescheidenheit: Das Spital von Petté ist eines der besten der Provinz Extrême Nord. Öffentliche Krankenhäuser funktionieren in Kamerun eher schlecht.

gen geimpft werden müssen, beeinträchtigen die Arbeit des Spitals. Überdies stören sie unsere regelmässigen Vorsorgeprogramme.

Konnte das Pflegepersonal dem Ansturm von Kranken standhalten, als die Aids-Epidemie ausbrach?

Der erste Fall wurde 1989 entdeckt, dann brach die Epidemie blitzschnell aus. Die Lage war sehr anstrengend. Wir wussten nicht, wie wir ihr begegnen sollten. Wir verschrieben vorsorglich Bactrim, sobald der Patient die ersten Anzeichen einer Immunschwäche aufwies. Antiretrovirale Medikamente waren erst 2000 vorhanden und kosteten sehr viel. Dank der Unterstützung der DEZA konnten wir sie anschaffen, und die Behandlung zeitigte spektakuläre Resultate. 2004 fielen die Preise. Heute bezahlt ein Kranker den Gegenwert von



Worin besteht Ihre Präventionsarbeit?

Einmal pro Monat gehen unsere Teams in die Dörfer und halten Mütter- und Kinderschutz-Sprechstunde: Sie spüren Risikoschwangerschaften auf, wägen Säuglinge und machen Ernährungsberatung. Aids-Prävention wird bei dieser Gelegenheit ebenfalls erörtert. Und alle Kinder werden geimpft. Das Gesundheitsministerium seinerseits organisiert nationale Impfkampagnen, wenn es finanzielle Unterstützung aus dem Ausland erhält. Diese Massenveranstaltungen, bei denen 20000 Personen innert vier Ta-

7,50 Franken, ein angemessener Preis. Von Beginn weg unterhielten wir ein Register mit allen Personen, die Aids haben. Diese Krankengeschichten – sie sind inzwischen digitalisiert – betreffen 1750 Personen. Etwa 700 Patienten erhalten eine antiretrovirale Therapie, die anderen kommen regelmässig zur Kontrolle. Die Tritherapie setzt ein, sobald die Immunantwort unter einen bestimmten Schwellenwert sinkt. Eine psychosoziale Beraterin hilft diesen Patienten, die Folgen der Krankheit auf familiärer und beruflicher Ebene zu akzeptieren.



Archives Pelté

Leider ist dies alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein. 3,3 Millionen Menschen leben in der Provinz, und schätzungsweise 7 bis 10 Prozent davon haben Aids.

Mit welchen Krankheiten, abgesehen von Aids, sind Sie täglich konfrontiert?

Die Sterberate bei Malaria ist in Kamerun immer noch sehr hoch. Glücklicherweise verfügt das Spital über wirksame Medikamente auf der Basis von Artemisinin. Die Leute können sich hingegen nicht schützen, weil man kaum günstige Moskitonetze findet. Letztes Jahr erhielten wir vom Staat 150 Stück, die waren schnell verteilt. Wesentlich mehr wären nötig. Tuberkulose und Atemweg-Erkrankungen sind ebenfalls stark verbreitet. Wir behandeln auch viele infizierte Wunden. Lange Zeit war ich in der ganzen Region die einzige Ärztin mit ophthalmologischen Kenntnissen. Ich habe etwa 10 000 Mal den grauen Star operiert und zahlreiche Fälle einwärts gekehrter Wimpern (Trichiasis) infolge Trachoms, die zur Erblindung führen können. Das Trachom tritt oft in Verbindung mit einem Mangel an sauberem Wasser auf. Es ist spürbar seltener geworden, seitdem wir das Problem der Wasserversorgung lösen konnten.

Welche Massnahmen haben Sie getroffen?

1975 erhielten wir aus der Schweiz private Hilfe, die es uns ermöglichte, nach Wasser zu bohren. Insgesamt wurden 69 Brunnen gebohrt. Die Dorfbewohner legen Geld zusammen, um den Unterhalt der Pumpen sicherzustellen, und das Spital unterhält ein Ersatzteildepot. Neben den Brunnen wurden Waschplätze eingerichtet. Das Spital ist seit jeher bemüht, den Lebensstandard und den Wohlstand der Bevölkerung zu heben. Es ist im Bildungsbereich engagiert, verleiht Schulbücher und hält eine öffentliche Bibliothek. Wir haben auch

fünf «Elternschulen» bauen lassen, parallele Bildungseinrichtungen, in denen die Lehrkräfte von den Eltern entschädigt werden. Wenn punktuelle Unterstützung vorhanden war, wurden in den Dörfern Hirsemühlen installiert. Überdies haben wir ein Frauenzentrum eröffnet, das einkommensrelevante Betätigungsmöglichkeiten schafft. Eine Frauengruppe näht und stellt die gesamte Wäsche für das Spital sowie kunsthandwerkliche Dinge her. Andere Gruppen backen Brot, bereiten guineischen Sauerampfersaft zu, bauen Gemüse an, halten Hühner usw. Wir haben Mittel und Wege gefunden, Milch zu pasteurisieren, so dass drei Dorfbewohnerinnen wöchentlich 800 Portionen Joghurt herstellen und verkaufen können.

Das Spital gehört der Fondation sociale suisse du Nord-Cameroun. Wird es eines Tages Verantwortlichen vor Ort übertragen?

Der «Kamerunisierungsprozess» läuft. Ausser der Oberkrankenschwester und mir ist das gesamte Personal kamerunisch. Nach und nach werde ich meine Verantwortung an Doktor Suleymanou abgeben, der seit zwei Jahren mein Assistent ist. Auf finanzieller Ebene wird das Spital noch lange von Unterstützung abhängig sein. Wir versuchen, unsere Tarife anzupassen, um den Betrieb so autonom wie möglich zu gestalten. Aber alle Kosten lassen sich damit nicht decken. Zudem muss der soziale Charakter der Institution erhalten werden. Für Mitteleltern müssen die Behandlungen unentgeltlich bleiben. Gelegentlich gewähren wir diesen Kranken während eines halben Jahres Sozialhilfe, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken und sich selbst wieder in die Arbeitswelt integrieren können. ■

(Aus dem Französischen)

Eine aussergewöhnlich radikale Massnahme

Es ist jetzt ein Jahr her, vielleicht etwas länger: Wir standen auf dem zentralen Platz der Hauptstadt, nicht weniger als eine halbe Million, manchmal auch mehr. Zuerst standen wir im Schnee, die spätherbstliche, fast schon winterliche Kälte drang uns unbarmherzig in die Knochen. Sie zwang uns, auf der Stelle zu stampfen und zu springen. Was uns half, war die Musik. Dann kam mildere Luft, der Schnee auf den Hügeln vor dem Gebäude des Ministerkabinetts taute, und viele wurden krank. Zum Glück hatten wir ausreichend Medikamente. Zum Glück schafften wir den Sieg, bevor die Mehrheit von Krankheit niedergestreckt wurde. Am 26. Dezember wählten wir nochmal und bekamen, was wir wollten. Es war eine friedliche und sehr schöne Revolution.

Ein Jahr ist vergangen, in dem ich oft gefragt wurde: Was hat sich verändert? Was hat euch diese Revolution gebracht? Was geschieht mit euch? Das ganze Jahr über bin ich schrecklich viel gereist und aufgetreten. Deutschland, Österreich, Schweiz, Portugal, Schweden. Und überall fragte man mich: Was hat sich verändert? Vor allem hat sich in mir selbst etwas Entscheidendes verändert. Ich habe aufgehört, über mein Land zu schimpfen; stattdessen verteidige ich es jetzt bei jeder Gelegenheit. Ich bin von Optimismus durchdrungen. Körperlich fühle ich mich jünger und habe meine neurotischen Herzprobleme fast vergessen. Starker Kaffee und Zigaretten bringen mir wieder Genuss statt Unruhe. Das Leben gefällt mir, und alle Gedanken an Emigration oder Tod habe ich weit von mir geschoben.

Ich verstehe, dass meinen westlichen Gesprächspartnern diese Argumente völlig unzulänglich

erscheinen. Ja, sage ich, Sie haben Recht – Enttäuschung. Davon hat sich in diesem Jahr auch genug angesammelt. Aber in unserer gegenwärtigen Situation ist selbst die Enttäuschung etwas Produktives. Es handelt sich im wahrsten Wortsinne um Desillusionierung, das Abwerfen von Illusionen. Und es ist jedenfalls besser, von der neuen Obrigkeit enttäuscht als von der alten getäuscht zu werden. Denn die Obrigkeit soll und muss so-wieso regelmässig ausgewechselt werden – das ist das Wichtigste, was die Ukrainer 2005 gelernt haben.

Ausserdem haben wir unser Land nach Westen geöffnet. Die Bürger der als demokratisch bezeichneten Welt haben jetzt die Möglichkeit, frei und ohne Visum einzureisen. Eine aussergewöhnlich radikale Massnahme. Der Fall der letzten Überreste des Eisernen Vorhangs und das endgültige Ende der Sowjetunion, die bis Dezember 2004 als chronische Rückfallerkrankung trotz allem weiterexistierte. Was dieses unglaublich kompli-

zierte, verwirrend gegensätzliche, arme und talentierte Land «zwischen Russland und Europa» vor allem braucht ist Offenheit. Dabei hoffe ich sehr auf Wechselseitigkeit. Darauf, dass die Ukrainer sich nicht mehr vor den westlichen Konsulaten die Beine in den Bauch stehen müssen. Und darauf, dass die Wachhunde Schengens – die polnischen, slowakischen oder tschechischen Grenzbeamten – ihren Vollwertigkeitskomplex nicht mehr auf unsere Kosten pflegen.

Was ich von den Starken dieser (sagen wir, europäischen) Welt fordere, ist ja nicht viel – nur Reisefreiheit. Europa muss über seine eigenen Grenzen hinauswachsen. Also damit aufhören, sich als Kontinent auszugeben, und endlich einer werden. So gesehen kann sich die Ukraine – wie die Türkei – als wunderbare Herausforderung und fantastisch nützliche Erfahrung zum Thema «Europa und seine Werte» erweisen. ■

(Aus dem Ukrainischen)



Juri Andruchowytsch, 1960 in Stanislaw in der Westukraine (230 000 Einwohner, heute Iwano-Frankiwsk) geboren, lebt als Schriftsteller in der Ukraine. Er studierte Journalistik in Lemberg und Literatur in Moskau. Sein erster Gedichtband erschien 1985. Im gleichen Jahr gründete er die literarische Performance-Gruppe «Bu-Ba-Bu» (Burlesk-Balagan-Buffonada), die durch unzählige Veranstaltungen und karnevaleske Stilik der Texte berühmt wurde. Mit seinen ersten drei Romanen «Rekreacii» (Rekreation, 1992), «Moskoviada» (Moskowiade, 1993) und «Perverzija» (Perversion, 1996) avancierte er zu einem der bedeutendsten Autoren seines Landes. Auf Deutsch erschienen sind der Roman «Zwölf Ringe» (Suhrkamp 2005) sowie die Essays «Das letzte Territorium» (Suhrkamp, 2003) und gemeinsam mit Andrzej Stasiuk «Mein Europa» (Suhrkamp, 2004).



Thomas Jernatich / DEZA (2)

Dynamische Hüter der eigenen Geschichte



Das Museum als Ort, wo Kultur nicht nur ausgestellt, sondern gelebt wird: Was kleine Kommunalmuseen in Mexiko praktizieren, weckt grosse internationale Aufmerksamkeit. Von Gabriela Neuhaus.

Santa Ana del Valle, 1985: Bei Renovationsarbeiten auf dem Dorfplatz wird ein frühes präkolumbianisches Grab entdeckt. Wie es das mexikanische Gesetz verlangt, informieren die Dorfverantwortlichen das Nationale Institut für Anthropologie und Geschichte (INAH). Doch Dorfvorsteher Othon Martinez informiert nicht bloss, er stellt gleichzeitig den Antrag, dass die Fundgegenstände nicht wie üblich ins zentrale Museum ge-

bracht, sondern in Santa Ana bleiben und dort den Menschen zugänglich gemacht werden sollten. Die Idee stösst bei den INAH-Verantwortlichen auf offene Ohren – sie geben grünes Licht für das erste Kommunal-Museum Mexikos, das von der Dorfbewölkerung selber initiiert worden ist. Mit der Museumsgründung von Santa Ana beginnt ein richtiger Boom in der Region: Nun wollen auch andere

Gemeinden im Hochland von Oaxaca ihr eigenes Museum.

Geschichte und Identität

Oaxaca im Süden von Mexiko, gehört zu den ärmsten Bundesstaaten des Landes. Seine Bewohner sind meist Indios, die von der Landwirtschaft leben. In den grösseren Zentren spielt auch der Tourismus eine wichtige Rolle. Viele Dörfer sind jedoch vom Aussterben bedroht, weil ganze Generationen vor al-

lem in die USA abwandern, in der Hoffnung, dort eine wirtschaftliche Existenz zu finden. Dies ist der Kontext, in dem nun plötzlich arme Bauern beginnen, sich für die Errichtung eigener Museen zu engagieren. Die Motivation dafür ist mehrschichtig: Zum einen geht es darum, im lokalen Museum die eigene, in der nationalen Geschichtsschreibung kaum oder überhaupt nicht berücksichtigte indianische Identität

und Geschichte aufzuarbeiten und weiter zu vermitteln. Damit wird das Museum zum politischen Dialog der Indio-Gemeinschaften mit dem mexikanischen Staat. Im Museum können aber auch ausgewanderte Familienmitglieder und die in der Fremde aufgewachsenen Kinder Informationen über Vorfahren und Traditionen finden. Zum andern erhoffen sich die armen Dorfgemeinschaften aber auch wirtschaftliche Vorteile und wollen mit den Museen Touristen anlocken. Obschon die meisten Dorfmuseen täglich geöffnet haben und in zahlreichen Fremdenführern genannt wer-

den, hat sich diese Erwartung aber bis heute nicht erfüllt. Eine wichtige Besonderheit der Dorfmuseen von Oaxaca ist, dass sie nicht nur von der Dorfbewölkerung initiiert worden sind, sondern dass auch Inhalte und Gestaltung der Ausstellungen sowie die Geschäftsführung in den Händen der lokalen Bevölkerung liegen. Die ehrenamtlich arbeitenden Museums-Komitees werden jeweils für eine Periode von ein bis drei Jahren gewählt. «Dies hat auch problematische Seiten, weil es den Verantwortlichen an professionellen konservatorischen Kenntnissen fehlt. Dafür wird das Wissen aber breit

gestreut», sagt Alexander Brust, der während mehrerer Jahre in Oaxaca gelebt und am Aufbau von verschiedenen Dorfmuseen mitgearbeitet hat.

Lebendige Zentren

Neben Schule und Kirche ist das Museum heute in vielen Dörfern das wichtigste Zentrum. Hier finden, oft in Zusammenarbeit mit den örtlichen Lehrkräften, kulturelle Veranstaltungen und Kurse statt. In manchen Dörfern lebt traditionelles Kunsthandwerk wie zum Beispiel die Töpferei oder die Weberei dank dem Museum neu auf. Aktuelle Themen wie

Landrechte oder die Bedrohung der eigenen Sprache werden in Ausstellungen thematisiert. Unterstützt wurde die Museumsbewegung von der ersten Stunde an von Teresa Morales und Cuauhtemoc Camarena, zwei Anthropologen des INHA, welche das Konzept der Museos Comunitarios wissenschaftlich begleitet und weiter entwickelt haben. «Für mich ist ein Kommunal-Museum eine Form von Dorf-Organisation. Ein Prozess, in dem eine Gemeinschaft ihre eigene Kultur studiert, versteht, erhält, ausstellt und stärkt», schreibt Teresa Morales. Ihrer



Ob Kunsthandwerk, Musik oder historische Kunstwerke – in den Museos Comunitarios des mexikanischen Bundesstaates Oaxaca bestimmt die Dorfbevölkerung über Inhalt und Gestaltung der Ausstellungen



Juan Carlos Reyes (4)



internationalen Vernetzung ist es unter anderem zu verdanken, dass die Museos Comunitarios von Oaxaca heute auch über die Grenzen von Mexiko hinaus bekannt und zu Vorbildern für ähnliche Projekte in der ganzen Welt geworden sind.

In der Dachorganisation Union de Museos Comunitarios de Oaxaca (UMCO) sind heute vierzehn Museen vertreten. Das Zentrum in Oaxaca bietet den Dorfgemeinschaften Kurse für die Museumsführung und -gestaltung an.

Solche Fortbildungsveranstaltungen lockten in den letzten Jahren vermehrt auch Interessenten aus dem Ausland an. Unterstützt und gefördert wird dies u.a. von der UNESCO, von der Rockefeller Foundation und von der DEZA.

Transatlantische Zusammenarbeit

In Zusammenarbeit mit dem Museum der Kulturen Basel (MKB) wurde in den letzten drei Jahren in Oaxaca eine Reihe von Workshops für Museums-gestaltung, indigene Kultur und Gemeinwesenentwicklung durchgeführt. Alexander Brust, heute Konservator der Abteilung Amerika in Basel, gab den Anstoss für diese Veranstaltungsreihe, die von der DEZA mitfinanziert wurde (siehe Kasten).

«Wir wollten, zwanzig Jahre nach der Museumsgründung von Santa Ana, eine Standortbestimmung ermöglichen und die Verbreitung des Museumskonzepts über Oaxaca hinaus fördern», umschreibt Alexander Brust die Zielsetzung der insgesamt zehn Workshops.



Dabei wurden auch Zukunftsvisionen erarbeitet: So planen zum Beispiel zehn Gemeinden eine gemeinsame Ausstellung über den Kulturwandel in Oaxaca, die Themen wie Erosion, Sprachverlust, Elektrizität und fließendes Wasser beinhalten wird.



ten wird. Eine Ausstellung, die hoffentlich dank der interkulturellen Zusammenarbeit irgendwann auch in Basel zu sehen sein wird. ■

Fonds für internationale kulturelle Zusammenarbeit

(gn) Seit 2003 stellt die DEZA der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft (SEG) Gelder in Form eines Fonds zur Verfügung. Dessen Ziel ist, die Zusammenarbeit von Archiven und Museen in der Schweiz mit jenen im Süden und Osten zu fördern und längerfristige Aufbauarbeiten zu ermöglichen. Nebst den Museos Comunitarios in Oaxaca werden zurzeit 13 weitere Projekte unterstützt, wie beispielsweise ein Musikethnologie-Projekt mit Jugendlichen in Peru oder der Aufbau einer «Banque Culturelle» in Mali. Die dreijährige Versuchsphase für den Fonds wurde um ein Jahr verlängert, da sich schnell herausgestellt hatte, dass Projekte im Bereich von Museums- und Archivarbeit nur längerfristig angegangen werden können. Zudem gestaltete sich die Suche nach geeigneten Projekten als schwieriger, als ursprünglich angenommen.

«Wir erhalten viele Anfragen für Festivals und Konferenzen – wir wollen aber nur längerfristige Aufbauarbeit unterstützen», sagt Thomas Psota, Projektleiter bei der SEG. Am meisten Erfolg versprochen Projekte, die aus bereits bestehenden Partnerschaften hervorgingen, wie dies z.B. bei der Zusammenarbeit zwischen den Museos Comunitarios und dem Museum der Kulturen in Basel der Fall sei.

Für Toni Linder, DEZA-Verantwortlicher für die Förderung von Kultur in den Partnerländern, könnte dieser Fonds zu einem Modellbeispiel werden: Der Zusammenschluss von Fachgruppen, in diesem Fall von Museen, sei hilfreich, wenn es um die Beurteilung und Bewilligung von Einzelanfragen für Unterstützungsbeiträge gehe. Diese Gruppen – jeweils die Spezialisten auf ihrem Gebiet – seien besser in der Lage als die DEZA, solche oft hoch spezialisierten Anfragen auf Inhalt und Qualität zu prüfen.



Wir und die andern

(jls) Ethnozentrismus beschränkt sich nicht auf westliche Gesellschaften. Alle Menschengruppen neigen dazu, sich selbst zu überschätzen und Fremde herabzusetzen. Sehr oft ist diese Haltung eine Folge von Unkenntnis, Isolation und Angst. Die Ausstellung «Nous autres» im Genfer Musée d'ethnographie bringt die Bilder zum Ausdruck, die sich Menschen aus dem Westen von andern Völkern machen, aber auch den Blick der anderen auf uns. Sie zeigt, dass Ethnozentrismus und Diskriminierung nicht einfach Schicksal sind. Die Wahrnehmung des Anderen verändert sich je nach Geschichte, Kenntnisstand und Kontakten unter den Völkern. Zur Ausstellung erscheint eine Anthologie. Mit verschiedenen historischen und aktuellen Beispielen unterstreicht sie die permanente Notwendigkeit, Stereotypen und Irrglauben zu dekonstruieren, die zu asymmetrischen und hasserfüllten Beziehungen unter den Menschen beitragen. *Ausstellung «Nous autres» bis am 6. August im Musée d'ethnographie in Genf. Erica Deuber Ziegler, Geneviève Perret (Hrsg.): «Nous autres», Infolio éditions und Musée d'ethnographie de Genève, coll. tabou 1, 2005*

Hörswerter Appell

(er) Der eine war versklavter Kindersoldat und ist nun als Friedensrapper ein Shootingstar. Der andere begeistert als Virtuose der Kurzhalslaute Oud und als Sänger eine weltweite arabophile Fangemeinde. Der 26-jährige MC Emmanuel Jal

aus dem Süden des von blutigen Bürgerkriegen zerrissenen Sudans ist bekennender Christ; Moslem ist dagegen der mehr als doppelt so alte nordsudanesischen Grossmeister Abdel Gadir Salim. In dieser Begegnung manifestiert sich ein politischer Appell, klar verkündet mit dem Titel «Ceasefire» (Waffenstillstand) der gemeinsam eingespielten hörenswerten CD. Spürbar ist er in den Songtexten, getoastet resp. gerappt oder gesungen in Nuer, Arabisch, Swahili und Englisch. Aufhören lassen nicht nur der faszinierende Dialog von Männerstimmen, sondern auch eindringlicher Frauenchorgesang samt Juchzer. Ein Akkordeon musettiert, Saxofonklänge flirten mit groovig perlenden Saitentönen sowie federnden Bongorhythmen, und harmonisch fügen



sich Keyboard- und Flötenspielen ein ins behutsame lüpfleichte Arrangement von Tradition und Moderne.

Emmanuel Jal & Abdel Gadir Salim: «Ceasefire» (Riverboat/Musikvertrieb)

Magie mit Suchtpotenzial

(er) Eine verführerische Stimme schmeichelt sich in die Ohren: mal lieblich-sanft und versponnen-träumerisch, mal kraft- und klangvoll, mal mit rauchigem, dann wieder mit warm-weichem Timbre. In ihrer Suche nach Klangfarben wird die 33-jährige, zu Londons «Asian-Underground» gehörende Sängerin Susheela Raman



unterstützt durch exzellente Musiker aus aller Welt. Diese führen die Klänge und Rhythmen ihrer Instrumente (Tabla, Violinen oder sitarähnliche Tanpura, Gitarren, Hammondorgel oder E-Cello) zur eigenwilligen Soundfusion von englischen Liedformen, afrikanischen Anmutungen und indischer Spiritualität (Sanskrit-Texte!). Die Experimentierfreude gehört zur musikalischen Kosmopolitin Susheela, die in London zur Welt kam als Tochter tamilischer Eltern und mit deren südindischer Klassik in Australien aufwuchs. Vorsicht: Ihre facettenreiche Musik-Magie kann mit manchmal stringender, aber auch entspannend-geschmeidiger Intensität und Intimität süchtig machen.

Susheela Raman: «Music For Crocodiles» (Narada/EMI)

Ich – Rassist!?

(bf) Ausländerfeindliche Witze, rassistisch motivierte Gewalt, Rechtsextremismus: Antirassistische Erziehung tut Not. Im Comic «Ich – Rassist!? Ich – Rassistin!?» nehmen der schwarze Jugendliche Dieudonné und seine Freunde und Freundinnen den Alltag unter die Lupe und stossen dabei auf unterschiedlichste rassistische und diskriminierende Handlungen. Der Erfolg dieses Lehr- und Lernmittels bei den Jugendlichen war gross, als die Europäische Kommission es 1998 in 15 Sprachen herausbrachte. Jetzt ist die Neuauflage da. Sie ist mit spannenden didaktischen Anregungen für

Jugendliche (ab 12 Jahren) angereichert, welche zur Weiterarbeit anregen.

«Ich Rassist!? – Ich Rassistin!?» Comic-Heft mit didaktischen Anregungen, für Jugendliche ab 12 Jahren, d/f/i, Europäische Kommission, Neuauflage SBE/Muza 2005; Fr. 5.- (Fr. 3.- ab 5 Stück); Erhältlich bei der Stiftung Bildung und Entwicklung, Monbijoustrasse 31, Postfach 8366, 3001 Bern, Mail: verkauf@globaleducation.ch, www.globaleducation.ch, Tel 031 389 20 21, oder im Lernmediashop, Wettingervies 7/ Zeltweg, 8090 Zürich, Tel. 043 305 61 00.

Ausserdem zum Thema: Die Website www.projektegegenrassismus.ch präsentiert erfolgreich durchgeführte Schulprojekte, bietet Anregungen zum Nachahmen, Hilfe zur finanziellen Unterstützung und weitere Materialvorschläge für den Unterricht.

Ansteckender Lebensmut

(dg) Alltag im südlichen Afrika im Zeichen von HIV/Aids: Die DVD «Steps for the Future» vermittelt in acht Filmen verschiedene Einblicke in das Leben von Betroffenen und gibt ihnen Raum, über ihre Bewältigung des Alltags und ihre Hoffnungen für die Zukunft zu sprechen. Im Zentrum stehen Menschen, deren Lebensmut trotz ihrer Krankheit ansteckend wirkt.



Die DVD beleuchtet das Thema HIV/Aids in einem globalen Kontext, zeigt Beziehungen und Abhängigkeiten zwischen Norden und Süden auf und weist auf unsere Verantwortung gegenüber dem Süden hin. Damit schafft sie ganz unterschiedliche Bezüge zu unserem Alltag. Die Materialien für Unterricht und Bildung bieten Hintergrundinformationen, praktische Vorschläge für die Unterrichtsgestaltung und Arbeitsblätter zum Ausdrucken. Die DVD eignet sich insbesondere für den Einsatz in der Oberstufe und der Sekundarstufe II. Alle Filme und die Begleitmaterialien sind in Deutsch und Französisch verfügbar, die meisten Filme zudem in Englisch. Damit eignet sich die DVD auch für den Fremdsprachenunterricht. «Steps for the Future» der Fachstelle «Filme für eine Welt», Schweiz 2003. DVD-Video/DVD-ROM, Deutsch/Französisch, 8 Filme und Begleitmaterialien, ab 12 J.; Verleih und Verkauf: Bildung und Entwicklung, Tel. 031 389 20 21, verkauf@globaleducation.ch

Filme

1000 Frauen und ein Traum (gn) Nicht nur Staatsmänner leisten Friedensarbeit. Deshalb nominierte ein Komitee um die Schweizer Politikerin Ruth Gaby Vermot 1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005. Der von der DEZA mitfinanzierte Dokumentarfilm «1000 Frauen und ein Traum» begleitete das Projekt während dreier Jahre. Er zeigt, wie aus einer spontanen Idee ein globales Netzwerk geworden ist – vor allem aber erzählt er Geschichten von nominierten Friedensfrauen. Zum Beispiel von Maggy Barankitse in Burundi, die während der grossen Massaker im Bürgerkrieg Tausenden von Kindern das



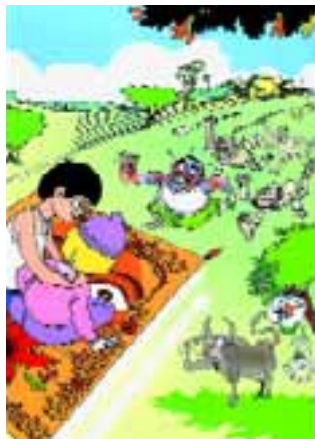
Leben gerettet hat. Oder von Naseeb Mohammad Shaikh im indischen Gujarat, die Ehemann und Tochter bei den rassistischen Hetzjagden von 2002 verloren hat und nun von Dorf zu Dorf zieht, um den Hass zu bekämpfen. Oder von Ellen Barry, die seit über dreissig Jahren Menschenrechtsverletzungen in US-Gefängnissen aufdeckt. Die 1000 Frauen haben den Friedens-Nobelpreis nicht erhalten – doch ein Ziel hat das Projekt trotz allem erreicht: Das Engagement von Frauen wie Maggy, Naseeb oder Ellen ist sichtbar geworden. «1000 Frauen und ein Traum» von Gabriela Neuhaus und Angelo Scudeletti. Dokfilm, dt. und engl. Version (Untertitel); 55 Min.; Kaufpreis DVD Fr. 48 zu beziehen bei: Offroad Reports GmbH, Tel. 043 333 58 68, offroadreports@bluewin.ch, www.1000womenfilm.ch

Orange Revolution auf DVD (jtm) «Es war wahrscheinlich keine Staatsrevolution, sondern eine Revolution im Bewusstsein der Menschen», sagt die ukrainische Studentin Iryna Skoropad im Film «People from Majdan» von Sergej Masloboischtschikow. Der ukrainische Filmautor skizziert darin die Befindlichkeit seines Landes ein Jahr nach dem Massenaufstand vom November 2004 in Kiew, der

ein Bündnis von Reformkräften an die Macht brachte. Im Mittelpunkt des 24-minütigen Films stehen Bürgerinnen und Bürger aus West und Ost, die sich für oder gegen die «Orange Revolution» engagiert haben. Wie bewerten Sie die Ereignisse in der Rückschau? Hat sich ihr Leben verändert? «People from Majdan» wurde von der DEZA produziert und an der Jahreskonferenz der Ostzusammenarbeit in Lugano aufgeführt. Die DVD «People from Majdan» ist in vier Sprachversionen (deutsch, engl., franz., ital.) erhältlich, kostet Fr. 20 (inkl. Porto) und kann mit beiliegendem Bestellcoupon oder über info@deza.admin.ch bestellt werden

Zwei Jahrzehnte Freiburg

(sxx) Das internationale Filmfestival Freiburg feiert sein 20jähriges Jubiläum in einem würdigen Rahmen: Gezeigt werden unter anderem musikalisch begleitete Stummfilme aus Lateinamerika, Afrika und Asien, das Cinema Nôvo (Neues brasilianisches Kino aus den 1960er Jahren) mit Werken der grössten Filmemacher Brasiliens sowie iranische Filme aus Zeiten des Irak-Krieges. Erstmals werden alle am Wettbewerb teilnehmenden Filme auch auf Deutsch untertitelt, womit die Festivalorganisatoren vermehrt auch deutschsprachige Besucher anziehen wollen. Ausserdem soll das speziell an Schulklassen gerichtete Programm «Planète éducative» weiter ausgebaut werden. Angeboten werden Begegnungen mit Regisseuren, Diskussionen, pädagogische Begleitung und nicht zuletzt attraktive Preise. Bulle und Düringen sind wie jedes Jahr zwei weitere Standorte des Festivals; die Vorpremiere findet im Kino Cinematheque in Bern statt. 12. bis 19. März Internationales Filmfestival Freiburg



Vorwitzer Teppich

(bf) Was passiert, wenn ein vorwitzer Teppich aus einem europäischen Teppichgeschäft nach Indien fliegt? Unvorstellbare Abenteuer: Im Comic «Der Zauberteppich» wird die Geschichte der Freundschaft der zehnjährigen Marianne aus Europa und des indischen Jungen Zafar erzählt. Mit dem Comic geht die Organisation Label STEP, welche sich für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen sowie gegen missbräuchliche Kinderarbeit und für fairen Teppichhandel einsetzt, neue Wege in ihrer Sensibilisierungsarbeit. «Der Zauberteppich», gezeichnet vom Inder Jayanto Banerjee, soll Kinder und Jugendliche, aber auch erwachsene Comic-Fans auf die Problematik der Kinderarbeit in der Teppichindustrie aufmerksam machen. Erwähnenswert ist auch der interkulturelle Ansatz des Projekts: Da der Comic in vier Sprachen erscheint, nämlich Deutsch, Französisch, Englisch und Hindi, werden sowohl

Menschen in Teppichherkunftsländern wie Indien als auch in Europa erreicht.

«Der Zauberteppich» ist zum Preis von CHF 9,80 erhältlich. Schulen können Klassensätze inkl. Begleitheft für Lehrpersonen zu besonderen Konditionen beziehen. Weitere Informationen und Bezugsquellen unter: www.label-step.org

Kreuzungspunkte

(bf) Ursprünglich hatte der südafrikanische Fotograf David Goldblatt vor, an jedem Kreuzungspunkt («Intersection») eines Längen- mit einem Breitengrad Fotos zu machen. Er hoffte, so eine breite Palette unterschiedlicher Realitäten zu finden, die das Ende der Apartheid in seiner Heimat mit sich gebracht hat. Als er jedoch feststellte, dass an vielen solchen Orten nichts von Interesse war, gab er die Idee auf und begab sich auf die Suche nach anderen, nicht geografisch präzise definierten «Intersections»: das Aufeinandertreffen unterschiedlicher oder widersprüchlicher Ideen, Werte, Vorstellungen, Menschen und Dinge. Herausgekommen ist der faszinierende Fotoband «David



Goldblatt: Intersections» (Format 34,5 x 29,5 cm) mit 90 ganzseitigen Farbfotos, die auf sehr poetische, intuitive und zugleich politische Weise Kreuzungspunkte zeigen und einen breit gefächerten und fein nuancierten Blick auf das neue Südafrika geben. Schönheit und Zerstörung, Armut und Reichtum finden sich nebeneinander, zu den alten Spannungen haben sich neue gesellt. Abgerundet wird das Buch mit einem Interview mit dem Fotografen und zwei weiteren, sein Werk und seine Arbeitsweise erläuternden Textbeiträgen (in Englisch). «David Goldblatt: Intersections», Prestel-Verlag, München 2005

Literarisches Afrika

(glu) Bücher aus den Ländern Afrikas sind in den Schweizer Buchregalen nach wie vor eine Seltenheit. Wie reich und interessant afrikanische Literatur sein kann, zeigt der «Salon Africain du Livre, de la Presse et de la Culture». Diese spezielle Aktion im Rahmen der Internationalen Buchmesse in Genf vereint gegen dreissig namhafte Autorinnen und Autoren sowie Vertreter des Verlagswesens aus Afrika. Das Thema des Salon Africain 2006 heisst «Connaissance et reconnaissance» und greift die Selbstreflexion Afrikas auf, wie sie sich in der Literatur zeigt. Zum Programm gehören zahlreiche Lesungen und Debatten, die Verleihung des Kourouma-Preises für ein herausragendes Werk sowie eine Ausstellung

von Karikaturen aus der afrikanischen Presse. Daneben legt die Buchhandlung im «Salon Africain» ein Panoptikum der Literatur Afrikas vor. Der schweizweit einzigartige und von der DEZA unterstützte Anlass findet in diesem Jahr zum dritten Mal statt.

«Salon Africain du Livre, de la Presse et de la Culture» am Salon International du Livre; 27. April bis 1. Mai im Palexpo Genf; www.salondulivre.ch

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Weitere Informationen: Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 35 80; Fax 031 324 90 47/48; E-Mail: info@eda.admin.ch

Verschiedenes

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc - Gesamtkoordination)
Barbara Affolter (abb) Joachim Ahrens (ahj)

Thomas Jenatsch (itm) Jean-Philippe Jutzi (juj)
Antonella Simonetti (sia) Andreas Staufer (stf)
Beat Felber (bf)

Redaktion

Beat Felber (bf - Produktion)
Gabriella Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie Mermod SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: DEZA, Medien und Kommunikation, 3003 Bern
Tel. 031 322 44 12 Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch
Internet: www.deza.admin.ch

109846

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 61500

Umschlag Junge Äthiopierin während Tuberkulose-Behandlung; Foto: Holland. Hoogte/lail

ISSN 1661-1667

In der nächsten Nummer:

Vergessene Konflikte, Krisen und Katastrophen: Was passiert, wenn plötzlich niemand mehr hinschaut, niemand mehr darüber berichtet, niemand mehr hilft und unterstützt? Ein Dossier über den Verlust der Menschlichkeit und die Schwierigkeiten, in einem solchen Umfeld humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit zu leisten.

